

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2005

	In eigener Sache	250
Friedrich Maier	Österreichs Lateinunterricht auf Erfolgskurs	251
Michael Wenzel	Rette sich, wer kann – der Dichter naht: Zu Martial III 44	253
Malte Denkert	Paul Austers „Moon Palace“ und Charitons „Kallirhoe“	257
Irene Polke	Zum Gedenken an Manfred O. Korfmann	262
	Zeitschriftenschau	263
	Besprechungen	264
	Zur Lehrbuchdiskussion	282
	Varia	295

In eigener Sache

Wer in unserem Mitteilungsblatt auch das „Kleingedruckte“ liest, wird schon im Impressum von Heft 3/2005 festgestellt haben, dass in den Angaben zu den Arbeitsbereichen der Redaktion der Name von Prof. Dr. ECKART MENSCHING weggefallen ist. Herr Mensching, 1936 geboren, war seit 1970 ordentlicher Professor für Klassische Philologie an der Technischen Universität Berlin. Er hat seit 1982 regelmäßig, gründlich, aber zugleich knapp und übersichtlich den fachwissenschaftlichen Teil der Rubrik „Zeitschriftenschau“ betreut und hat sich nun nach seiner Emeritierung aus der Mitarbeit verabschiedet. Von 1980 bis

2005 hat er als Schriftleiter das Mitteilungsblatt „Latein und Griechisch in Berlin“ (ab 1993 „und Brandenburg“) herausgegeben und hat damit Maßstäbe für die Mitteilungsblätter aller anderen Landesverbände gesetzt. Er war über 25 Jahre im Vorstand des Landesverbandes Berlin (und Brandenburg) tätig. Es ist hier zwar nicht der Ort für eine ausführlichere Würdigung seines wissenschaftlichen Werdegangs und Wirkens. Doch sei ihm für seine unzähligen Beiträge, Anregungen und Hilfen an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

48. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
StD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer; E-Mail: loos-speyer@t-online.de

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz*, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar *Schmitz*, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
PD Dr. Stefan *Kipf*, Schillerstr. 12, 14532 Kleinmachnow
4. Zeitschriftenschau:
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin *Schmalisch*, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: ruediger.hobohm@altmuehlnet.de

Anzeigenverwaltung: StR'in Christina *Martinet*, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Österreichs Lateinunterricht auf Erfolgskurs

Ein anregender Blick über den Zaun

Als einziges Land in Europa kann sich wohl – was die Verankerung des Lateinunterrichts im System der Höheren Schule anbelangt – Österreich mit Deutschland vergleichen. Die administrativen Rahmenbedingungen des Faches in beiden Ländern gleichen sich in letzter Zeit zunehmend an. Im südlichen Nachbarland beginnt Latein immer schon erst in der 7. Jgst., ein Beginn ist auch in der Jgst. 9 möglich. Immer schon endet dort der Gymnasialunterricht nach 12 Jahren Schule. Natürlich gibt es auch Unterschiede: Einer davon besteht neuerdings darin, dass bei uns in vielen Bundesländern Latein in Jgst. 6. beginnt.

Vergleichbar ist außerdem die „ideologische“ Lage des Faches. Die gesellschaftliche Skepsis gegenüber dem „alten“ Latein und die politischen Widerstände dagegen waren und sind in Österreich von ähnlicher Art wie bei uns. Diese Konstellation bedeutet für die dortigen Fachvertreter eine mächtige Herausforderung; sie haben sich ihr in den letzten zwei Jahrzehnten mit Energie, mit Aufgeschlossenheit für Neuerungen und einer bewunderswerten didaktischen Phantasie gestellt – mit sichtlichem Erfolg. In Österreich hat es die durch die sog. Curriculumreform heraufbeschworene Krise des Lateinunterrichts nicht gegeben, die in Deutschland – mehr oder weniger gezwungenermaßen – zu einem Wandel in den Zielen und Methoden gerade des Faches Latein geführt hat.

Die österreichischen Lateinlehrerinnen und Lateinlehrer haben aus eigener Einsicht in die Notwendigkeit der Veränderung das Fach aus einem eher sterilen Spracherlern- und Übersetzungsbetrieb herausgeführt. Latein ist in ihren Klassen zu einem sprachlichen und kulturellen Basisfach geworden, in dem einerseits die Transferleistungen für andere Gymnasialfächer betont, andererseits das *proprium* dieses europäischen Ursprungsfaches bis zur letzten Konsequenz in die unterrichtliche Realität umgesetzt wird. Der Spracherwerb hat sein Pendant in der interpretierenden Textarbeit bekommen. Dass

dabei das Übersetzen nicht vernachlässigt wird, zeigt allein schon die regelmäßig durchgeführte landesweite „Übersetzungsolympiade“.

Die Begegnung mit der Antike als einer Welt, in dem die Anfänge unserer Kultur begründet worden sind, beginnt in Österreich bereits in der Spracherwerbsphase und wird zum zentralen Anliegen im Lektüreunterricht. Dabei hat man sich von einer eindimensionalen und wenig effizienten Autorenlektüre, zumal eine solche seit langem allein schon wegen der geringen Unterrichtszeit nur noch dem Namen nach existierte, weitgehend verabschiedet und bietet den Lektüreunterricht in thematisch ausgerichteten Textarrangements an, in denen sich die großen Autoren durchaus hinreichend profilieren können.

Die Begründung für diese Neujustierung des Lektüreunterrichts in sog. „thematischen Modulen“ ist an den modernsten didaktischen Erkenntnissen und Forschungsergebnissen ausgerichtet, die zu einem guten Teil auch in Deutschland erarbeitet worden sind. Was aus folgender Beschreibung der thematischen Arrangements deutlich hervorgeht: „Ein Modul ist eine Unterrichtssequenz, die auf der Lektüre von Texten unterschiedlicher Gattung und unterschiedlicher Autoren basiert. Ein breite Streuung von der Antike bis zur Neuzeit ist bei der Auswahl der Texte anzustreben. Im Interesse der Geschlossenheit des Moduls sollen Texte auch cursorisch oder in Übersetzung bearbeitet werden. Ergänzend zur Übersetzungsarbeit sollen Sekundärliteratur, nicht-literarische Quellen, Beispiele aus der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte usw. zur Anwendung kommen.“

Diese didaktischen Grundsätze sind von der Lehrplankommission Österreichs als Rahmenvorgabe für die neuen Lehrpläne formuliert worden. An deren Gestaltung haben die führenden Köpfe der SODALITAS, d. h. der Vereinigung aller „Arbeitsgemeinschaften“ der Bundesländer Österreichs mitgewirkt. Dieser Verband, der in etwa dem DAV entspricht, hat

demnach entscheidend und hauptverantwortlich das Unterrichtsprogramm für sein Fach Latein geschaffen. Zu den verpflichtend vorgeschriebenen Lektüremodulen haben größtenteils die Vorstandsmitglieder treffliche Textausgaben geschaffen, die von zwei Verlagen zu den einzelnen Themen in alternativen Versionen angeboten werden. Sie allein schon demonstrieren von ihrer Aufmachung her die Multivalenz des Faches und führen seine Leistungsmöglichkeiten der Öffentlichkeit eindrucksvoll vor Augen.

Die Lateinlehrerinnen und Lateinlehrer Österreichs tragen in aller Regel die Zielvorgaben ihres Verbandes voll mit. Die Voraussetzung für eine solche Haltung schaffen die vielen oft alle Bundesländer übergreifenden Fortbildungsveranstaltungen, an denen sich ein Großteil der Lateinvertreter engagiert beteiligt und in denen man sich mit neuen didaktischen Konzeptionsvorschlägen bereitwillig und, wenn nötig, auch kritisch auseinandersetzt. Es ist bewunderswert, mit welcher Neugier die österreichischen Kolleginnen und Kollegen alle Entwicklungen in der Didaktik und Methodik verfolgen und sich mit der einschlägigen Literatur vertraut machen. Ein starres Festhalten am Alten ist den meisten fremd.

Dass die Fachvertreter in der Bildungsdiskussion stets auf der Höhe der Zeit sein können, wird auch und vor allem gewährleistet durch die Periodika des Verbandes, dem CIRCULARE und dem IANUS; im ersteren werden jeweils die aktuellen fachpolitischen Ereignisse und Veranstaltungen vierteljährlich zur Kenntnis gebracht, im letzteren, das im Jahr einmal erscheint, sind hochwertige wissenschaftliche und didaktische Aufsätze zu lesen, und vor allem ausführliche Buchbesprechungen (beide zu beziehen bei SODALITAS, Bundesgemeinschaft klassischer Philologen Österreichs, Vorsitzende Mag. WILHELMINE WIDHALM-KUPERSCHMIDT, Leopoldauer Platz 82/3, A-1210 Wien). Ein weiteres attraktives Periodikum LATEIN FORUM (hg. vom Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion, Institut für Klassische Philologie der Universität, Innrain 52/1, 6020 Innsbruck) bietet immer lesenswerte und förderliche Beiträge, oft auch von prominenten Autoren.

Der Lateinunterricht ist in unserem Nachbarland – ich habe dies seit über 25 Jahren vor Ort erfahren dürfen – auf Erfolgskurs. Dies ist offensichtlich ein Verdienst seines Fachverbandes. Die SODALITAS und der DAV arbeiten seit langem zusammen; ohne Zweifel lernt man viel voneinander. Der Vergleich schärft auch den Blick für quasi „naturegebene“ Unterschiede. Der gravierendste ist der: In Deutschland befindet sich Latein in einem Notstand, den Österreich nicht kennt.

Das Fach darf dort vor dem Abitur nicht „abgewählt“ werden. In Deutschland beenden, wie bekannt, über 80% der Schülerinnen und Schüler „vorzeitig“, d. h. vor dem Eintritt in die Oberstufe, den Lateinunterricht. Dieses „Dilemma der Mittelstufe“ blockiert in Deutschland den sicher auch hier möglichen Erfolgskurs. Um so mehr müsste der Verband alle verfügbare Energie auf eine einigermaßen erträgliche Lösung dieses bislang gewiss größten aller Probleme des Lateinunterrichts einsetzen. Absolut notwendig ist, wie schon mehrmals angemahnt, eine überzeugende konzeptionelle Vorgabe für den Lektüreunterricht der Mittelstufe.

Früher ist man ähnlichen Problemen mit Didaktikkommissionen oder -ausschüssen zu Leibe gerückt. Warum sollte es diese nicht mehr geben? Geniale, findungsfreudige und innovative Kräfte unter den jungen Lateinvertretern im DAV gäbe es genug, die sich einer solch umfassenden Aufgabe zweifellos mit Bravour stellen würden (zumal sie nunmehr auf feste im Rahmen eines Forschungsprojekts erarbeitete Grundlagen aufbauen könnten). Man bräuchte ihnen nur die Auseinandersetzung mit dieser Problematik anzuvertrauen und sie für deren Lösung in die Verantwortung zu nehmen.

Zweifellos hat Österreich hier einen schulpolitischen Vorteil. Dort kann man auf eine stabile Lateinklientel in der Oberstufe bauen. Trotzdem lohnt sich der Blick über den Zaun. Das oben angedeutete Lektürekonzert des Nachbarlandes bietet für unseren Lateinunterricht womöglich Ansätze zur Lösung des Mittelstufenproblems. Ich plädiere deshalb dafür, die Zusammenarbeit zwischen dem DAV und der SODALITAS unbedingt fortzusetzen, vielleicht sogar zu verstärken.

Was schadet es, sich von Freunden Anregungen zu holen! Zudem: Die Akzeptanzprobleme des Faches werden in Zukunft gewiss nicht geringer.

Rette sich, wer kann – der Dichter naht Zu Martial III 44

*Doch guter Menschen Hauptbestreben
ist, andern auch was abzugeben.
Der Dichter, dem sein Fabrikat
so viel Genuß bereitet hat,
er sehnt sich sehr, er kann nicht ruhn,
auch andern damit wohlzutun;
und muß er sich auch recht bemühen,
er sucht sich wen, und findet ihn.*

So reimt WILHELM BUSCH im Vorspann zu „Balduin Bähllamm“, dem verhinderten Dichter und einem grundgütigen Menschen, und berührt damit ein Problem des Dichters selbst: Wie erniedrigend ist es, wenn er sich zur Welt begeben muss und die nichts wissen will von seinen wohlklingenden Versen. Da hat dann wenigstens einer das unsterbliche Werk zu würdigen, ob er will oder nicht. Diese komisch/tragische Situation hat MARTIAL in *epigr.* III 44 eingefangen, einem Gedicht, das bisher wenig Deutung gefunden hat:¹

- 1 *Occurrit tibi nemo quod libenter,*
quod, quacumque venis, fuga est et ingens
- 3 *circa te, Ligurine, solitudo,*
quid sit, scire cupis? Nimis poeta es.
- 5 *hoc valde vitium periculosum est.*
non tigris catulis citata raptis,
- 7 *non dipsas medio perusta sole,*
nec sic scorpios inprobis timetur.
- 9 *nam tantos, rogo, quis ferat labores?*
et stanti legis et legis sedenti,
- 11 *currenti legis et legis cacanti.*
in thermas fugio: sonas ad aurem.
- 13 *piscinam peto: non licet natare.*
ad cenam propero: tenes euntem.
- 15 *ad cenam venio: fugas edentem.*
lassus dormio: suscitatus iacentem.
- 17 *vis, quantum facias mali, videre?*
vir iustus, probus, innocens timeris.

Der Austausch von Ideen ist – gerade in Notsituationen – immer hilfreich. Der Einsatz für das Fach sollte keine Grenzen kennen.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim-Ort

Dass dir niemand gern begegnet, | dass, wohin du auch kommst, Flucht einsetzt und | um dich, Ligurinus, ungeheure Öde herrscht, | dafür willst du den Grund wissen? Zu sehr Dichter bist du. | Dies ist ein äußerst gefährliches Laster. || Nicht die Tigermutter, aufgejagt durch den Raub an ihren Jungen, | nicht die Viper, ausgedörret durch die Mittagshitze, | nicht der heimtückische Skorpion werden so gefürchtet. | Denn, ich bitte dich, wer könnte solche Qualen ertragen? | Und dem, der da steht, liest du vor, und du liest dem vor, der da sitzt, || dem, der da läuft, liest du vor, und du liest dem vor, der da schießt. | In die Thermen flüchte ich: du tönst an mein Ohr. | Das Becken will ich aufsuchen: ich darf nicht schwimmen. | Zum Mahl eile ich: du hältst mich beim Gehen. | Zum Mahl komme ich: du vertreibst mich beim Essen. || Ermüdet schlafe ich ein: du jagst mich auf beim Daliegen. | Willst du sehen, wieviel Unheil du anrichtest? | Du wirst als gerechter, anständiger, untadeliger Mann gefürchtet.

Mit *occurrit tibi* wird eine (vordergründig harmlose) alltägliche Handlung eröffnet und sofort der Antagonist angesprochen. *Tibi* betont: es geht jetzt und wohl auch weiterhin um dich. Mit *nemo*, dem stärksten negativen Mengenbegriff, setzt Martial die erste Pointe. Der versierte Leser weiß, dass es an der Du-Person liegt, weshalb ihr niemand begegnen will (genüssliche Vorwegnahme von Häme und Spott). Es werden mögliche Gründe dafür in der Phantasie abgerufen: weil er andere vollschwätzt, anpumpt, unangenehme Eigenschaften, sexuelle Vorlieben hat (Spiel mit Erwartung und Bestätigung). *Quod* signalisiert, dass die Aussage an sich Grund und Tatsache darstellt. Das folgende *libenter* schlägt mit Schadenfreude auf die Du-Person ein: hier müssen schon widerwärtige Gründe vorliegen, du hast es sicher verdient. Das verstärkt sich durch

das zweite *quod*, das nicht verzögert zu werden braucht. *Quacumque venis* zeigt die Wahllosigkeit des Ortes an. Die obige Aussage gilt überall und allenthalben, es liegt eindeutig an der angesprochenen Person. Eine witzige Weiterführung des Verses bildet *fuga est* (Spiel mit absurder und surrealer Übertreibung). Der Leser stellt nämlich die Frage, was ein einzelner Mensch Schreckliches mit sich bringt, seine ganze Umgebung in die Flucht zu jagen. *Et ingens* gibt Signal für weitere Steigerung. So ist es für Enjambement geeignet.

Circa te fasst zusammen und mündet in die persönliche Anrede, um der Du-Person Namen und gleichsam Gesicht zu geben.² Die Polysemie des Namens³ wirft aber die Frage auf, wonach Ligurinus verlangt und giert. Die Antwort zielt wohl zuerst auf sexuelle Wünsche, dann auf ein Streben nach Reichtum, Gewinn, Macht usw. ab. Ligurinus scheint aber, auf dem Hintergrund der beiden ersten Verse, von so abartigen Lüsten besetzt zu sein, dass keiner mit ihm zu tun haben will. *Solitudo*⁴ ist Folge, Ergebnis und Steigerung von *fuga*, und drückt den Ist-Zustand aus. Beim Leser werden Bilder aus dem Bereich von Kriegsführung (Taktik der verbrannten Erde) oder Naturkatastrophen abgerufen (Spiel mit verschiedenen Gattungen).

Mit *quid sit, scire cupis?* wird im nachhinein eine fiktive Dialogsituation aufgebaut, in der anscheinend Ligurinus sich (vertrauensvoll) an die Dichter-Person wendet. Der Leser, der auch diese Frage in sich trägt, erwartet eine direkte Antwort. *Nimis poeta es* verblüfft, weil es anscheinend die Pointe des ganzen Poems vorwegnimmt. Die Attribuierung ist aber mehr ein allgemeines Bild, das wieder Begründung verlangt und nachfragt, wie das möglich sei, als Dichter gewaltige Fluchtbewegungen auszulösen.

Hoc valde vitium periculosum est ist eine allgemeine, scheinbar moralisierende Feststellung, die von dem Dialog wegführt und eine sachliche Aussage liefert. Dadurch baut sich wieder Spannung auf, wie allzu große Exponiertheit bei der harmlosen Tätigkeit des Dichterseins höchst gefahrvoll und (oder) gar verwerflich sein kann. Das Spiel mit den Behauptungen und Verzögerungen muss nun endlich in Beweise einmünden.

Die negative Form der Vergleiche (Vers 6-8) verblüfft, bis man bemerkt, dass Martial mit Unterreibungen aufwarten will, also mit Ironie und Parodie zugleich spielt. Er stellt drei exotische Tiere⁵ vor, deren Unberechenbarkeit, und Heimtücke eine Gefahr für Leib und Leben (*valde ... periculosum*) darstellen. Gegen sie kann man sich kaum wappnen, ihnen entgeht keiner, der zufällig auf sie trifft. Die Funktionen der Vergleiche sind im Wesentlichen folgende:

- Sie dienen der Unterhaltung, bauen witzige Spannungs- und Gruseffekte auf, der Leser soll sich genüsslich in die beschriebene Situation einfühlen, gleichsam als Zuschauer eine ganze Szenerie sehen.
- Sie stellen ein variationsreiches Spiel mit der epischen Tradition⁶ dar und streichen zugleich die Belesenheit und Vielseitigkeit des Dichters heraus.⁷
- Die Dreizahl als höchste Potenz⁸ vermittelt absolute Bedrohung und eine Gefahr, der man nicht entkommen kann.
- Sie bilden ein ausmalendes und zugleich retardierendes Moment vor der konkreten Beschreibung.

Die Vergleiche charakterisieren jedoch weniger die Bösartigkeit und Verschlagenheit des Ligurinus, vielmehr ist die Wirkung auf seine Umgebung mit denen der Tiere vergleichbar. Dadurch ergibt sich eine skurrile und witzige Brechung, zugleich klingt auch der letzte Vers des Gedichtes an. Mit *sic ... timetur* münden die Vergleiche in die Pointe, der Leser fühlt sich bestätigt.

Nam tantos, rogo, quis ferat labores? löst die unmittelbaren Gefahren in den Vergleichen (Qualitäten der Angst und des Schreckens) stärker durch Quantitäten ab. Beim Leser sollen Bilder aus dem Prometheus- oder Sisyphusmythos abgerufen werden, in denen es um das Ertragen von Qualen und Strapazen geht, die kein menschliches Wesen auf die Dauer aushalten kann und in denen er gefangen ist.

Mit den Versen 10 und 11 setzt die konkrete Erklärung für *nimis poeta es* ein. Egal was die Dativ-Person auch gerade tut: sie bleibt von dem vorlesenden Ligurinus nicht verschont. Bewegungslosigkeit, Flucht und selbst die Betätigung intimster Dinge nützen ihr nichts. Ligurinus klebt

gleichsam an ihr, ist mit ihr verhaftet, sie hat keine Chance ihn abzuschütteln⁹. Das Wechselspiel zwischen Gleichheit, die überwiegt, und Verschiedenheit¹⁰ prägt die Zeilen gut ein und schenkt ihnen den Charakter von Merk- und Überzeugungsver-sen. Der Leser ist dazu angehalten, sich weitere Tätigkeiten vorzustellen, wobei er *legis* hinzufügen darf (Aufforderung, selbst an dem Spiel teilzunehmen). Eine Bewertung des Ligurinus ist nicht mehr nötig, die Situationen sprechen für sich.

Mit den nächsten Versen (12-16) wechselt die Bedrängnis von der unbestimmten Dativ-Person auf die Ich-Person des Dichters. Er ist nun das spezielle Opfer, sucht das Weite, aber vergebens. Ligurinus, der sich zu Beginn des Poems vertrauensvoll an ihn wendet, entpuppt sich als ständig deklamierender und enervierender Begleiter, den er nicht mehr los wird.

Im Folgenden darf ein (*et*) *sonas ad aurem* im zweiten Teil der Verse mitgehört werden, bildet gleichsam den immer mehr penetrant quälenden und zuletzt resignierenden Abschluss. Nach dem Ende jeder Ich-Handlung (manche versprechen Rettung) setzt sofort die Du-Handlung ein, lässt keine Chance auf Entkommen zu. Auch hier soll sich der Leser weitere Tätigkeiten und Schauplätze ausmalen, um das Spiel bis *in extenso* fortzuführen. *Lassus dormio*¹¹ bildet das Ergebnis von Flucht und Verfolgung, doch mit *suscitas iacentem* beginnt alles von vorne.

Vers 17 bildet ein retardierendes und teilweise repetierendes Moment (zu Vers 4), wobei *facias* das zentrale Wort des Verses bildet: Ligurinus wird zum Angeklagten, dessen Vergehen man schonungslos anprangert, dessen verdiente Strafe vielleicht verkündet wird. Bis jetzt ist der Leser überzeugt, dass Ligurinus endlich erkennen müsste, wieviel Unheil (*quantum ... mali*) er anrichtet, wenn es ihm im letzten Satz an den Kopf geschleudert wird.

Die Attribuierung mit *vir* und den beigefügten Adjektiven verblüfft, da man starke Verben und Ausdrücke im Aktiv erwartet (z. B. du dichtet mich noch zu Tode). Zugleich erstaunt sie in Bezug auf Ligurinus und *timeris*, wird doch ein völlig schräges Bild gezeichnet. Man erwartet, dass ein Verbrecher z. B. mit *iniustus*, *inprobus* und *nociturus* beschrieben wird. Er legt es darauf an,

seinen Mitmenschen Schaden zuzufügen. Deshalb fürchtet man ihn, wovon er wiederum seinen Ruf bezieht. Die sprachliche Formel geht auf.

Bei Ligurinus stimmt davon nichts. Denn es wird durch die Dreizahl¹² das Bild eines Mannes entworfen, der ohne Fehl und Tadel ist, keinerlei böse Absichten in sich trägt, dessen Handlungen für ehrlich und integer befunden werden (Spiel mit dem römischen Tugendkatalog) und der somit als eine Person von höchster moralischer und charakterlicher Potenz gilt – und es (leider) auch ist (Spiel mit Objektivität und Subjektivität). Da er aber von seiner Berufung als Dichter besetzt ist, wird man ihn auch nicht überzeugen oder verändern können. Er kommt nicht auf die Idee, dass er seine Mitmenschen schrecklich heimsucht. Das Paradoxon ist vollkommen, die unlösbare Situation bleibt unlösbar, aber ein witziger *ludus perpetuus* für den Leser.

Didaktische Umsetzung

Nach der Interpretation im Unterricht ist es möglich, das Gedicht in einem F o t o r o m a n (Erstellung mit Digitalkamera) darzustellen und zu deuten. Das Gedicht ist, wie zuvor aufgezeigt, stark handlungsorientiert, wobei die einzelnen Sequenzen oft nur Kola von zwei bis drei Wörtern bilden. Gerade dadurch bietet es sich an, die jeweilige Situation in einem Bild brennpunktartig einzufangen und durch die Aneinanderreihung eine fortlaufende Handlung sichtbar zu machen. Die Vorteile eines Fotoromans (das Vorhaben sollte schon vor der Interpretation in der Klasse feststehen) sind, um einige zu nennen, offensichtlich:

- hohe Motivation in der Deutungsphase, um den Kernpunkt der jeweiligen Aussage zu treffen und szenisch vor Augen zu führen
- Motivation, sich mit den Personen, Einzelszenen, mit den konkreten und abstrakten Aussagen des Textes im Hinblick auf ihre bildhaften Darstellungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen
- Vorstellungskraft entwickeln, wie die surrealen, skurrilen und absurden Einzelszenen sich aufbauen und verknüpfen lassen
- Interesse und Freude, die Umsetzung eines antiken Textes mit Hilfe neuer Medien zu erproben

- Möglichkeiten der Verfremdung eines antiken Textes ausloten
- Bereitschaft, ein Storyboard mit möglichst detaillierten Anweisungen zu erstellen
- Bereitschaft zur gemeinsamen Arbeit, Diskussion und Auseinandersetzung mit den Klassenkameraden

Das Gedicht benötigt, da es in vielen Situationen und Szenen verdichtet ist, mindestens fünf- undzwanzig bis dreißig Einzelbilder, wobei bei den Versen 10-16 noch zusätzliche Szenerien ge(er)funden werden können (siehe Werkinterpretation). Der Text (im Hinblick auf die Ausstellung mit zusätzlicher Übersetzung) wird bei der Computerbearbeitung dem Bild beigelegt.

Von sogenannten antiken Kostümen, Plätzen und Utensilien soll Abstand genommen werden, denn es wird angestrebt, die Texteinheiten (Bilder) gerade in die Kulissen einer heutigen Großstadt (Rolltreppe, Schwimmbad, Hauptgeschäftsstraßen, Bahnhofsklo, Fast Food Restaurant, Fitnesscenter, Einkaufszentrum etc.) zu verlegen, um gleichsam Raum und Zeit zu überbrücken.¹³

Am Ende sollte der Fotoroman in einer Ausstellung präsentiert und vorgestellt werden. Wichtig ist, dass die Schüler und auch die Betrachter der Ausstellung erkennen, wie die bildhafte Umsetzung in einem Fotoroman eine eigenständige Interpretation des Textes und eine kreative Auseinandersetzung mit den Inhalten darstellt. Dabei sollte der Schwerpunkt auf der Verfremdung, dem Transfer und der eigenen Phantasie und Umformung liegen.

Anmerkungen:

- 1) M. Schuster, Zur Erklärung von Martial III 44, PhW 54, 1934, 1023f., spezielle Erklärung zu *dipsas* III 44,7; H.A. Gärtner, Beobachtungen zu den Formen des Witzes bei Martial. In: Herrn Professor Otto Regenbogen zum 65. Geburtstag, Heidelberg 1956, 55f, Inhalt kurz gestreift; S. Busch, Versus balnearum. Die antike Dichtung über Bäder und Baden im römischen Reich, Diss. Stuttgart/Leipzig 1999, 439f., zu III 44 im Bereich von Dichtung, Vortrag und Thermen (bes. Verse 12/13), L. and P. Watson, Martial. Select Epigrams, Cambridge 2003, 306-310, größtenteils Kommentierung und Beleg(Vergleichs)stellen. – [Anm. d. Red.: Die nachfolgende Übersetzung des Verf. stimmt an einigen Stellen wörtlich mit der Übersetzung von P. Barié und W. Schindler überein, vgl. Martial,

Epigramme, Lat.-Dt., Düsseldorf/Zürich, Artemis & Winkler 1999, S. 208 ff.]

- 2) Zu Ligurinus (hier fiktive Person) als cognomen siehe J. Kajanto, The Latin Cognomina, Helsinki 1965, 196; nur in III 44. 45. 50 als verhinderter bzw. rezitationswütiger Dichter. Siehe auch Watson (Anm. 1) 307.
- 3) Zuerst ein x-beliebiger Mann aus Ligurien, dann in Anlehnung an *ligurire* (*ligurrire*) ein Mensch, der von seinem Verlangen geprägt ist. Zu *ligurire* siehe Cic. Verr. 2,3,177 *non reperietis hominem timide nec leviter haec improbissima lucra ligurrientem*. Catull. Frg.2 *de meo ligurrire libido est*.
- 4) Das Hyperbaton *ingens ... solitudo* drückt die Weite des Raumes um Ligurinus aus, zugleich stellt es, als Stille gedeutet, die Antipode zu der späteren lauten und aufdringlichen Rezitation dar. Nur weiß zu diesem Zeitpunkt der Leser noch nichts davon.
- 5) Zu der „Durstviper“ siehe besonders Isid. orig. 12,4,13 *dipsas genus aspidis, qui latine situla dicitur, quia quem momorderit, siti perit*. So auch Lucan. 9,610. Claud. 15,151.
- 6) Beleg- und Vergleichsstellen zu jedem einzelnen Kolon reichhaltig vorhanden, so aus Vergil, Ovid, Lucan, Silius Italicus, dazu noch Belege aus Seneca Tragödien; Vergleiche zwischen Mensch und Tier bei Martial selten, meist werden Körperteile einzelner Personen mit denen von Tieren verglichen (z.B. III 93. VI 37,12f. IX 57,4 u. 10f); beste Vergleichsstelle VI 38, ein Epigramm auf den Sohn des Aquilius Regulus, Advokat und Patron Martials: *acris equi suboles magno sic pulvere gaudet, sic vitulus molli proelia fronte cupit* (7f).
- 7) Zu den einzelnen Tieren nähere Beschreibungen bei Plinius dem Älteren (z.B. 6,73; 8,10.66; 11,86-91).
- 8) Siehe dazu B. Sprenger, Zahlenmotive in der Epigrammatik und in verwandten Literaturgattungen alter und neuer Zeit, Diss. Marburg 1962, hier 33-36; H. Usener, Dreiheit, Rh. Mus. 58, 1903, 357.
- 9) *Legis* stets direkt vor oder hinter dem Dativobjekt.
- 10) Gleichheit vor allem: Alliteration, Homoioteleuton, viermal *legis*, vier Partizipien im Dativ, Binnen-, Endreim; Verschiedenheit: vier unterschiedliche Tätigkeiten, metrische Variation bei *legis* zwischen phyrichischer Wortform und Jambus.
- 11) Über das abwechselnd kurz und lang gebrauchte o der Verbalendungen (12-16) siehe L. Friedländer, M. Valerii Martialis Epigrammaton Libri, mit erklärenden Anmerkungen, Amsterdam 1967, mit Verweis auf II 18,1 und XII 40,1.2.
- 12) Siehe Literatur Anm. 8.
- 13) Die Bilder der drei Tiere (so auch die Bilder von Menschenmassen) können von Vorlagen abfotografiert oder aus dem Internet übernommen werden. Möglich ist auch, durch Fotomontage die Tiere in eine moderne Szenerie zu stellen.

MICHAEL WENZEL, Friedberg (bei Augsburg)

Paul Austers „Moon Palace“ und Charitons „Kallirhoe“

Dass diese auf den ersten Blick so unterschiedlichen Werke erstaunliche Gemeinsamkeiten aufweisen, fiel mir auf, während ich mich mit einer Hausarbeit für das von Herrn Dr. STENGER¹ geleitete griechische Proseminar über CHARITONS Liebesroman beschäftigte.

PAUL AUSTERS Roman hatte ich in der Schule durch meinen Englischlehrer Herrn SEYFERT kennengelernt. Aufgrund der vielen Parallelen in ihrer Handlungsstruktur würden sich meiner Meinung nach beide Werke im fächerübergreifenden bzw. Projektunterricht gut für einen Vergleich eignen. Die Liebesroman-Thematik dürfte für die Schüler reizvoll sein, und außerdem ist der Text sprachlich sehr einfach.

Der Liebesroman „Kallirhoe“ von CHARITON stammt vermutlich aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Er schildert die Trennung des jungen Liebespaars Kallirhoe und Chaireas kurz nach ihrer Hochzeit und deren Abenteuer, die sie bis zu ihrem glücklichen Wiedersehen überstehen müssen.

Das Paar wird – nicht unüblich in antiken Romanen – durch Scheintod auseinandergelassen: Der eifersüchtige und jähzornige Chaireas schlägt seine Frau im Affekt bewusstlos, so dass sie für tot gehalten und bestattet wird. Kurz darauf greifen Grabräuber in die Handlung ein, entdecken die noch lebende Kallirhoe, befinden sie für wertvoller als jegliche Grabbeigaben und verkaufen sie an den Hof des Dionysios in Milet, der Kallirhoe zur Frau nimmt. Chaireas begibt sich unterdessen, nachdem er vom „Grabraub“ erfahren hat, auf die Suche nach seiner Braut, wobei er in Gefangenschaft gerät.

Dort erfährt er nun zufällig Kallirhoes Aufenthaltsort und will sie zurückfordern. Doch bevor es zu einem Wiedersehen der beiden kommt, führen weitere Irrungen die Handlung an den Gerichtshof des persischen Großkönigs nach Babylonien. Zwischen Dionysios und Chaireas, die um Kallirhoe streiten, kommt es während des Prozesses zu keiner Einigung, da der Großkönig inzwischen selber in Liebe zu Kallirhoe entbrannt ist und diese am Hof behalten will. Schließlich beginnt ein Krieg zwischen den Ägyptern und

den Persern, in dessen Verlauf Chaireas sich auf die ägyptische Seite schlägt und nach heftigen Kämpfen Kallirhoe schließlich zurückgewinnen kann.

Da in dem folgendem Vergleich mit einem modernen Roman der Schicksalsgottheit Tyche große Bedeutung zukommen wird, muss zunächst das *Wirken der Tyche* bei Chariton untersucht werden:

Die Handlung des Romans wird hauptsächlich durch das ständige Eingreifen der Schicksalsgottheit vorangetrieben. Tyche, nach HESIOD die Tochter des Okeanos und der Thetis, ist dafür verantwortlich, dass sich Chaireas und Kallirhoe zu Anfang der Erzählung auf den ersten Blick verlieben („ἐκ τύχης“² begegnen sich die beiden an einer Hausecke, 1.1.6).

Ebenso unterstützt Tyche Aphrodites Entschluss, Kallirhoe und Dionysios zusammenzubringen: „ἤδη τῆς Τύχης ὑμᾶς ἀγούσης ἐπὶ Διονύσιον“ (1.13.4, „schon hat euch Tyche zu Dionysios gebracht“), sagt Leonas, ein Diener des Dionysios, als der Grabräuber Theron mit seiner Gefangenen in Milet eintrifft.

Auch Kallirhoes Schwangerschaft, die aus ihrer ersten Liebesnacht mit Chaireas resultiert und schließlich zur Heirat mit Dionysios führt, war von Tyche gewollt (2.8.4).

Bis zum dritten Buch arbeiten Aphrodite und die Schicksalsgöttin zusammen. Ihr Wirkungsbereich scheint ähnlich zu sein, ihre Ziele dieselben. Es ist also nachvollziehbar, dass Kallirhoe in 3.2.12 Aphrodite für dieselben Dinge verantwortlich macht, die sie in 1.14.7 auch Tyche zur Last legt, nämlich die Trennung von Chaireas und den Verkauf als Sklavin.

Andererseits unterstützt Tyche auch Chaireas bei seiner Suche nach seiner Frau: sie lässt ihn auf den Räuber Theron stoßen („ἡ Τύχη δὲ ἐφώτισε τὴν ἀλήθειαν“, „Tyche aber brachte die Wahrheit ans Licht“, 3.3.8). Paradoxerweise erschwert die Göttin ihm die Suche danach wieder, indem sie die Handlung an den Hof des Großkönigs verlegt: Chaireas' Brief an Kallirhoe gerät durch Zufall („ἡ Τύχη δὲ οὐχ ὁμοιον τῇ γνώμῃ τὸ τέλος ἐβράβευσεν“, „Tyche aber ordnete ein anderes Ende als erwartet an“, 4.5.3) in Dionysios' Hände,

wodurch der Gerichtsprozess seinen Anfang nimmt.

Nach dem dritten Buch aber handeln Tyche und Aphrodite nicht mehr als Einheit gemeinsam, Tyche ist nun alleine für das Schicksal der Figuren verantwortlich. So lässt Tyche auch die Kriegserklärung an den Großkönig geschehen (6.8.1). Das völlige Zurückziehen der Liebesgöttin aus der Handlung kann Übereinstimmung mit dem Wirken der Tyche bedeuten. Denn erst, als Tyche nach Meinung der Liebesgöttin zu grausam handelt („σκυθρωπόν“, 8.1.2) und Chaireas seine Frau weiter vorenthalten will, obwohl er sich auf derselben Insel mit ihr befindet, greift Aphrodite wieder in die Handlung ein und vereint das Liebespaar endgültig.

Tatsächlich handelt Tyche wie eine Liebesgöttin, indem sie das Treffen von Kallirhoe und Dionysios arrangiert. Auch zum Großkönig gelangt die Syrakusanerin durch das Werk der Schicksalsgöttin. Doch scheinen diese Liebesaffären nur Nebenprodukte ihrer Absichten zu sein. Es fällt auf, dass die Göttin nur dann in die Handlung eingreift, wenn diese im Begriff ist zu stagnieren: Am Ende des ersten Buches ist Kallirhoe scheinbar tot und begraben; niemand hätte je von ihrem Schicksal erfahren, wäre der Grabräuber Theron nicht zufällig („παρατυχών“, 1.7.1) bei ihrer Beerdigung anwesend gewesen. Danach wäre Kallirhoe für den Rest ihres Lebens bei Dionysios in Milet geblieben, hätte Tyche Chaireas nicht Informationen über ihren Verbleib gegeben (sie lieferte ihm Theron aus). Auch die „Verzögerungstaktik“ des Großkönigs hätte noch lange fortauern können, wenn Tyche nicht für Krieg gesorgt hätte.

Es scheint, dass die sonst so willkürliche Tyche bei Chariton eine zusätzliche Charaktereigenschaft besitzt: Eine Abneigung gegen Stagnation, Langeweile und Routine. Sie kann es nicht ertragen, einen Zustand länger andauern zu sehen. Selbst Orte müssen nach einiger Zeit für sie gewechselt werden (vgl. Verlagerung der Handlung nach Babylon). Natürlich instrumentalisiert Chariton diese Eigenschaft der Tyche: sie erzeugt Spannung und Abwechslung und verhindert, dass der Autor allzu tiefe psychologische Entwicklungen seiner Figuren darstellen muss; sie werden

nur von außen in den Handlungen der Personen sichtbar. „Nichts drückt wohl den Mangel an psychologischer Kraft in den griechischen Romanen bedeutsamer aus, als der Name des leitenden Dämons, der in ihnen dem liebenden Paar so grausame Schicksale bereitet. Es ist keine andere als die Tyche, die Gottheit des Zufalls...“³.

Das für die Romanfiguren sehr willkürlich anmutende Handeln der Tyche bewirkt, dass sie im Roman von Chariton durchgängig als negative Macht bezeichnet wird. So ist sie mit dem Adjektiv „βάσκανος“ („hämisch“) versehen, handelt „ἀδικως“ („ungerecht“), wirft alles durcheinander („διαβάλλειν“), übt Verrat aus („τὴν διαβολὴν“, alles in 5.1.4-5) und liebt das Unerwartete („φιλόκαινος“, 4.4.2). In Gesprächen erfahren wir, dass kein Mensch gegen Tyche bestehen kann (2.8.3) und dass der, den sie in ihr grausames Drama („δράμα σκυθρωπόν“) verstrickt hat, sehr vorsichtig („φρονιμώτερον“) handeln muss (4.4.2).

Nie wird der Tyche im Roman gedankt, sie dient einzig dazu, die für Menschen unerklärlichen Schicksalsschläge auf sich zu laden.

Das literarische Motiv der Tyche lässt sich nun über das Mittelalter (der „Tristan“ des GOTTFRIED VON STRASSBURG, „Erec“ des HARTMANN VON AUE, SHAKESPEARES, „Romeo und Julia“) bis in die Moderne verfolgen.

Ich möchte nun kurz anhand eines modernen Romans von PAUL AUSTER ein Beispiel für die heutige literarische Rezeption (bzw. Sichtweise) der Tyche geben.

In Paul Austers Roman *“Moon Palace”*⁴, der die Identitätssuche eines jungen Mannes schildert, wird die Handlung offenbar nur von Zufällen⁵ vorangetrieben. Marco Stanley Foggs Suche nach seinen familiären Wurzeln, die ihn von New York bis in die Wüste von Utah führt, wird von unwahrscheinlichen Ereignissen bestimmt: *“As Chance would have it”* (S. 51) betritt Marco 1969 seit langer Zeit wieder ein Lokal, als dort die Mondlandung übertragen wird. Durch einen komischen Zufall (*“weird coincidence”*, S. 56) lernt er seine Freundin Kitty kennen (*“I had met her by chance”*, S. 5). Danach nimmt Marco eine Arbeit als Altenpfleger an, ohne zu wissen, dass Thomas Effing, den er betreut, sein Onkel ist.

Seine Obdachlosigkeit kommt Marco so vor, als ob das Schicksal über ihn wache (*“It seemed as though fate was watching out for me, as though my life was under the protection of benevolent spirits”*, S. 82).

Die Nähe zur griechischen Tyche wird durch die Adjektive deutlich, die diese Zufälle bezeichnen; sie sind bei Auster *“strange”* (S. 5), *“unexpected”* und *“impossible”* (S. 89), bei Chariton „ἄπιστος“ („unwahrscheinlich“) und „παράδοξος“ („unerwartet“, „seltsam“) (2.8.3.), die Tyche bewirkt „καινότερα πράγματα“ („ungewöhnliche Dinge“, Char. 6.8.1.).

Während eine Partei (Marcos Onkel Victor und Thomas) behauptet: *“There are no coincidences”* (S. 152) und *“Every man is the author of his own life”* (S. 14), ist Marco fasziniert von den „vielfältigen Unwägbarkeiten des Lebens (*manifold contingencies*)“ (S. 120). Er gibt HERAKLIT Recht (*“change is the only constant”*, S. 96) und plant sogar, einen Essay über den Zufall zu schreiben (S. 324).

Bei Paul Auster ist es der Mond (*“radiant Diana”*; S. 51), der über Marcos Schicksal wacht und den Roman wie ein Leitmotiv durchzieht. Der Mond kann als Marcos persönlicher „δαίμων“ bezeichnet werden, der ihn begleitet und ihm am Schluss des Romans „gelb und rund wie ein glühender Stein“ den Weg weist (S. 419).

Als Gegenkraft zum Zufall wird von Marcos Onkel Thomas Effing der Wille benannt: *“Mental powers. A force of will that can bend the physical world into any shape I want”* (S. 152). Marcos Onkel behauptet, dass Gedanken allein die Welt verändern können, wenn sie dazu stark genug sind.

Thomas Effing kommt im Roman eine besondere Rolle zu. Seine längere Begegnung mit Marco nimmt das Zentrum des Romans ein. Betrachtet man darauf das Vorkommen von Wendungen, die das Eingreifen des Zufalls in die Handlung beschreiben (*“as chance would have it ...”*, etc.), fällt auf, dass in Effings Gegenwart der Zufall nicht erwähnt wird. Erst nach Effings Tod wird der Zufall vom Erzähler wieder als handelnde Instanz eingeführt.

Das kurze Verschwinden des Zufalls als einer die Handlung vorantreibenden Kraft lässt sich durch die Rolle Effings erklären.

In der Mitte des Buches übernimmt Marcos Onkel die Rolle der Tyche: Er handelt undurchschaubar und mysteriös *“(…) I [Marco] was torn between reading a dark purpose into his [Effings] actions and dismissing them as the product of random impulse.”* (S. 157). Es ist meistens völlig unklar, ob Thomas Effing nur willkürlich handelt, oder ob jede seiner Handlungen Teil eines „ausgeklügelten, undurchschaubaren“ Plans ist (S. 157). Er wird als durchtrieben geschildert und handelt scheinbar ohne Motiv (S. 157). Nie ist sich Marco ganz sicher, ob Effings Blindheit und Hilflosigkeit nur vorgetäuscht sind.

Effing formuliert bei einer Begegnung mit Marco selbst sein künftiges Programm: *“never take anything for granted. Especially when you’re dealing with a person like me”* (S.161).

Ähnlich der bei Chariton geschilderten Tyche, die die Personen auf unerwartete Weise durch die Handlung führt, konfrontiert auch Effing seinen Neffen Marco auf eine unberechenbare Art und Weise mit immer neuartigen („καινότερος“) Situationen und lenkt ihn durch seine ständig wechselnden Gemütslagen in die Irre (er erscheint bald als intellektueller Gentleman, bald als jähzorniger alter Mann). Stets ist es unsicher, ob etwas zu seinem „ausgeklügelten, undurchschaubaren Plan“ gehört oder nicht.

Effings Wirken als Tyche wird im Romanverlauf deutlich: Er ist für Marcos kommendes Schicksal verantwortlich, da er ihn zu seinen familiären Wurzeln zurückführt. Marcos Episode mit Thomas Effing nimmt nicht nur das Zentrum des Romans ein, sondern stellt auch einen Knotenpunkt für Marcos Suche nach seiner Identität dar.

Nun gibt es speziell bei Paul Austers Roman *“Moon Palace”* verblüffenderweise noch einige andere interessante Berührungspunkte mit dem antiken Roman; es lohnt sich, sie näher zu untersuchen.

Ein interessantes Motiv im Roman des Chariton ist das der Abmagerung. Alle Figuren, die sich verliebt haben, werden durch ein heftiges Verlangen nach der geliebten Person, sowie durch eine Art von „Dahinschwinden“, das zum Tode führen kann, charakterisiert⁶. Alle Personen, die sich in Kallirhoe verlieben, weisen diese „Symptome“ auf.

Am eindrucksvollsten zeigen sie sich bei Chaireas: Er beginnt nach seiner ersten Begegnung mit Kallirhoe „dahinzuschwinden“ („τοῦ σώματος αὐτῷ φθίνοντος“), kann nicht mehr ohne Kallirhoe leben (1.1.8.). Sein Leben gerät tatsächlich in ernste Gefahr, da seine Liebe als Krankheit („νόσος“) und Übel („κακόν“) geschildert wird, das zum Tod führen wird („ἀπόλεσθαι“). Auch das Gymnasium besucht er nicht mehr, seine Freunde vermissen ihn (1.1.10.).

Dionysios weist dieselben Symptome auf: Er leidet unter Schlaflosigkeit („τί [...] ἀγρυπνεῖς, ὦ δέσποτα;“, „Warum bist du schlaflos, Meister?“, fragt Leonas, 2.4.6.), betrinkt sich („Τὸν μὲν οὖν πότον προήγαγεν ἐπὶ πλεῖστον“, „er trank sehr lange weiter“, 2.4.3.) und magert ab („ἀποκαρτερεῖν ἐγνώκει“, „er beschloss sich durch Hunger zu töten“, 3.1.1.). Zudem ist allen verliebten Personen (Kallirhoe ausgenommen) eine starke Passivität zu eigen.

In Marcos Leben gibt es eine Phase, die durch eben dasselbe passive „Dahinschwinden“ charakterisiert werden könnte. Dieser Umstand hängt bei ihm zwar nur mit finanzieller Not zusammen, nicht mit Liebe, jedoch kann dieselbe Art von gleichzeitig körperlichem und seelischem Zugrundegehen festgestellt werden: Er beschließt angesichts der drohenden Geldknappheit einfach nichts zu tun, „*my action would consist of a militant refusal to take any action at all*“ (S. 35), „*this was nihilism raised to the level of an aesthetic proposition*“ (S. 36).

Nach und nach verschwindet Marcos Wohnungseinrichtung, die aus Bücherkisten besteht. Er beginnt jedes Buch einzeln zu lesen, nur um es anschließend verkaufen zu können, bis seine ganze Wohnung leer ist, „*I could follow the progress of my own dismemberment. Piece by piece, I could watch myself disappear*“ (S. 41). Marco magert allmählich ab, isoliert sozial vollkommen und wird schließlich obdachlos.

Zu Hilfe kommt ihm schließlich die Liebe (in Gestalt von Kitty Wu), die ihn dazu bringt, wieder ein normales Leben zu führen. Man vergleiche hiermit Chariton, bei dem die (unerfüllte) Liebe Auslöser der Qualen ist.

Paul Auster und Chariton arbeiten beide stark mit Intertextualität. Chariton zitiert regelmä-

ßig aus HOMERS Ilias oder Odyssee. So spricht Chaireas z. B. mit den Worten Hektors, indem er vor dem Krieg (7.2.4.) spricht :

„μὴ μὰν ἀσπουδί γε καὶ ἀκλειῶς ἀπολοίμην, ἀλλὰ μέγα ῥέξας τι καὶ ἔσσομένοισι πυθέσθαι.“⁴⁷ („Kampf- und ehrlos will ich jedoch mitnichten vergehen, | Nein, nach gewaltiger Tat, von der noch Künftige wissen“⁴⁸).

Das Wiedersehen von Chaireas und Kallirhoe (8.1.16.) wird mit einem Vers aus der Odyssee beschrieben:

„ἀσπάσιοι λέκτροιο παλαιοῦ θεσμὸν ἴκοντο“⁴⁹ („freudig kehrten sie wieder zur Stätte des altvertraulichen Lagers“)¹⁰.

Auch bei Paul Auster wird auf existierende Texte Bezug genommen: Marco benennt die Bücher, die er gelesen hat (S. 38 u. 130), berichtet von Dichtern (S. 33 u. 323) und von den Büchern, die er Thomas Effing vorlas (S. 160).

Eines von Paul Austers Lieblingsmotiven ist die Nacherzählung eines Buches in seinen Romanen. So wird in *Moon Palace* die Handlung des freilich fiktiven Buches „*Keplers Blood*“, das Marcos Vater als Jugendlicher geschrieben hat, erzählt (S. 351-362).

Nun ist anzumerken, dass bei Auster diese starke Verwendung von intertextuellen Bezügen sehr gut geeignet ist, um kunstvoll viele literarische Ebenen zu erzeugen, bei Chariton aber wohl eher komisch¹¹ gebraucht wird. Es hat eine gewisse Situationskomik, wenn der äußerst passive Chaireas sich plötzlich der Worte eines Helden bedient. Genauso absurd ist der Vergleich mit der Odyssee, in der Penelope jahrelang einem Heer von Freiern widersteht, Kallirhoe dagegen den erstbesten Mann gleich heiratet.

Ein weiterer Vergleichsaspekt ist der erzählerische Hang zu fernen Ländern und zur Reisemotivik.

Chariton verlegt die Handlung gleich zum Ende des ersten Buches nach Kleinasien, an den Hof des Dionysios. Zu Beginn des fünften Buches finden sich alle Hauptpersonen in Babylonien zur Gerichtsverhandlung wieder.

Die Konfrontation mit fremden Kulturen ist ein sehr beliebtes Thema in griechischen Liebesromanen (vgl. z. B. Xenophons *Ephesiaka*), exotische Fremdheit ist ein obligatorisches Stilmittel.

Die Verwendung von Reisemotiven durchzieht auch den ganzen Roman Paul Austers: Marco sieht „In 80 Tagen um die Welt“ im Kino (S. 12), Marcos Onkel Victor besitzt eintausendvierhundertzweiundneunzig Bücher, die Jahreszahl der Entdeckung Amerikas (S. 24), die Reise zum Mond spielt oft eine Rolle (S. 51, 61 u. 161), die Lebensgeschichten von Marcos Familienmitgliedern konstituieren sich alle durch weite und lange Reisen, der häufig verwendete Begriff „Westen“ steht im Roman als Sinnbild für die Besiedelung Amerikas, am Ende des Buches unternimmt Marco selbst eine Reise in die Wüste. Auch muss Marco Thomas Effing aus einer Reihe von Reiseberichten vorlesen (S. 160).

Nicht zuletzt bezieht sich Marcos Name auf berühmte Reisemotive: *“Marco, naturally enough, was for Marco Polo (...), Stanley was for the American Journalist who had tracked down Dr. Livingstone in the heart of darkest Africa; and Fogg was for Phileas, the man who had stormed around the globe...”* (S. 13).

Paul Auster greift in seinem Roman ebenfalls auf die Motive ferner Länder zurück: Marcos Freundin Kitty Wu stammt aus Tokio, der mysteriöse Ort Moon Palace ist ein chinesisches Restaurant, und am Ende des Buches wohnt Marco eine Zeit lang in China Town, ohne die Sprache zu verstehen: *“Chinatown was like a foreign country to me”* (S. 319). Marco überwältigt dort oft ein Gefühl von *“dislocation and confusion”* (S. 319).

Kittys Lebensgeschichte bezeichnet Marco als eine der exotischsten Geschichten, die er je gehört hat (S.128).

Kitty selbst ähnelt Kallirhoe auf verblüffende Weise: Beide sind sie Töchter eines Generals (Kallirhoses Vater ist der „στρατηγός“ Hermokrates (1.1.1.), Kittys Vater ein General am chinesischen Kaiserhof). Beide zeichnen sich durch ihre unglaubliche Schönheit aus (Kallirhoe besitzt göttliche Schönheit (1.1.2.), Kitty wird als ein Engel beschrieben, als vollkommenstes Mädchen, S. 124 u. 140). Alle Hauptpersonen in Charitons Roman verlieben sich in Kallirhoe, von Kitty behauptet Marco: *“It would have been impossible not to fall in love with her”* (S. 140).

Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden Frauen besteht in der Darstellung ihrer Erotik:

Kallirhoe wird im Laufe der Erzählung durchgängig für die Aphrodite gehalten oder mit dem Göttlichen in Verbindung gebracht (Char. 1.1.1., 1.13.14., 2.2.2., 2.3.6.), teilweise kommt ihrer Schönheit religiöse Verehrung zu (4.1.9., 4.7.5.). Marco bezeichnet seine Beziehung zu Kitty als *“erotic mysticism, a secret religion restricted to just two members”* (S. 141).

Ein sehr gängiges Motiv des antiken Liebesromans ist das Wiedersehen von Totgegläubten. Auch Auster verwendet dieses: Marco trifft seinen lange totgegläubten Vater Solomon Barber wieder.

Das Motiv „Ausbildung zum Krieger“ (XENOPHONS „Kyropädie“, Charitons „Kallirhoe“) ist nur angedeutet: aufgrund seiner schlechten körperlichen Verfassung wird Marco nicht in den Vietnamkrieg einberufen.

Beide Autoren geben zu Beginn des Buches einen Vorgeschmack auf die kommende Handlung. Chariton spricht in 1.1.1. von einer in Syrakus spielenden Liebesgeschichte, die jetzt folgen wird, Paul Auster gibt auf der ersten Seite eine kurze Zusammenfassung seines Romans.

Außerdem werden in „Moon Palace“ ständig Erzählungen in den Roman eingeflochten, eine Eigenart, die schon in XENOPHONS *Ephesiaka* und in anderen antiken Liebesromanen zu finden ist.

Letztlich beschreiben beide Romane die Selbstfindung von Individuen, die solange von Schicksalsschlägen geprüft wurden, bis sie am Ende erfolgreich und gehärtet daraus hervorgehen. Im antiken Liebesroman müssen einzelne Personen sich gegen Bedrohungen behaupten, eine lange Reise überstehen, bis sie sich wieder erfolgreich resozialisieren können.

Genauso hält Marco den Irrungen seines Lebens stand, behauptet sich standhaft, um am Ende des Buches wieder vom Leben aufgenommen zu werden: *“I had come to the end of the world. (...) This is where I start, I said to myself, this is where my life begins”*.

Hinweis der Redaktion:

Der Autor dieses Aufsatzes ist 21 Jahre alt und studiert Deutsch und Theologie an der Universität Kiel. Da er in der Schule Freude an Latein und Griechisch hatte, belegt

er, soweit es sein Stundenplan erlaubt, auch Kurse in diesen Fächern. So nahm er im WS 2003/04 an einem Kurs in Griechisch teil, der Charitons „Kallirhoe“ zum Thema hatte und von Herrn Dr. J. STENGER angeboten wurde. Er übernahm auch eine Hausarbeit; dabei fielen ihm die hier dargestellten Parallelen auf. In der (von der Redaktion) geteilten Überzeugung, dass der Vergleich auch für die Schule interessant sein könnte, hat er diesen Aufsatz für das FORUM CLASSICUM verfasst.

Anmerkungen:

- 1) Bei Herrn Dr. Stenger bedanke ich mich für Anregungen und Korrekturen.
- 2) Zitate nach: Chariton: Kallirhoe, The Loeb Classical Library, ed. and trans. by G. P. Goold, Harvard University Press, London 1995
- 3) Rohde, Erwin: Der griechische Roman und seine Vorläufer, dritte Auflage, Leipzig 1914, S. 296.
- 4) Zitate nach: Auster, Paul: Moon Palace, Stuttgart 2001.

- 5) Literatur zu Paul Austers Moon Palace, die auch die Instanz des Zufalls einbezieht: Klepper, Martin: Pynchon, Auster, Delillo. Die amerikanische Postmoderne zwischen Spiel und Rekonstruktion (=Nordamerikastudien, Bd. 3), Frankfurt/M 1995 und Weisenburger, Steven: Inside Moon Palace, in: Barone, Dennis (Hrsg.), Beyond the red notebook: essays on Paul Auster (Pennstudies in contemporary American fiction), Philadelphia 1995.
- 6) Das Motiv des Dahinscheidens ist in der Antike ein literarischer Topos (vgl. bes. Senecas Phaedra).
- 7) Ilias 22.304f. .
- 8) Übersetzung nach Johann Heinrich Voss: Ilias, Darmstadt 1960.
- 9) Odyssee 23.296.
- 10) Übersetzung nach Johann Heinrich Voss: Odyssee, Darmstadt 1960.
- 11) Siehe Niklas Holzberg: Der antike Roman. Eine Einführung, Düsseldorf 2001, S. 68.

MALTE DENKERT, Kiel

Zum Gedenken an Manfred O. Korfmann

„Gelecek biraktığın izdir –
Deine Spuren weisen in die Zukunft“

Die Toten zu ehren, hilft den Lebenden. Denn indem sie die Toten ehren, können die Lebenden sich der Vorbilder vergewissern, deren Nachahmung sie selbst besser und somit glücklicher macht. Ein veralteter Gedanke des LUKIAN VON SAMOSATA?

Im November diesen Jahres versammelten sich in Tübingen mehr als 500 Menschen, um MANFRED O. KORFMANN zu ehren, der am 11. August, gerade 63jährig, nach kurzer, schwerer Krankheit verstorben war. Hochrangige Vertreter deutscher und türkischer Institutionen würdigten den Ausgräber Troias als einen der profiliertesten Vertreter seines Faches.

In Köln am 26. April 1942 geboren, in Frankfurt promoviert und habilitiert, war Korfmann 1982 als Professor für Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie nach Tübingen berufen worden. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits umfangreiche Feldforschungen in Anatolien betrieben, die nicht nur sein Interesse an Troia, sondern auch das Vertrauen der türkischen Behörden in ihn begründet hatten. So erhielt er die Lizenz, von 1988

bis 2004 insgesamt 17 Grabungskampagnen in Troia durchzuführen, durch die er der gesamten Altertumswissenschaft neue Horizonte eröffnete. Aufgrund seiner Daten konnte z. B. der Hethitologe F. STARKE die Identität des homerischen Troia / (W)ilios mit dem hethitischen Tru(w)isa / Wilusa sowie des homerischen Achai(w)ia mit dem hethitischen Achijawa beweisen. Dies wiederum ermöglichte es dem Gräzisten J. LATACZ, die Frage nach dem historischen Kern der „Ilias“ neu zu stellen – die Korfmann, anders als SCHLIEMANN, vorsichtig offen gelassen hatte.

Von SCHLIEMANN, DÖRPFELD und BLEGEN unterschied sich Korfmann zweitens dadurch, dass er bei seiner Grabung von Anfang an auf internationale und interdisziplinäre Zusammenarbeit setzte. An seinem DFG-Projekt „Troia und die Troas: Archäologie einer Landschaft“ waren deshalb nie nur Archäologen, sondern immer auch Geophysiker, Mineralogen, Chemiker, Anthropologen, Zoologen, Botaniker, Architekten, Graphiker, Fotografen, Computerspezialisten und viele andere, zuletzt (2005) insgesamt 57 wissenschaftliche und technische Mitarbeiter aus 14 Ländern und 38 einheimische Arbeiter und Helfer beteiligt.

In weit höherem Maße als Schliemann, Dörpfeld und Blegen war er drittens bereit, die türkischen Kollegen an der Planung der Grabung teilhaben zu lassen, damit sie diese nicht als Fortsetzung des Kolonialismus mit anderen Mitteln erlebten. Als Zeichen der Sympathie für sein Gastland nahm er neben der deutschen auch die türkische Staatsbürgerschaft an und führte seither den Zweitnamen OSMAN. Dafür wurde er von den Einheimischen vielerorts verehrt und vielfach geehrt: Unter anderem erhielt er die Mitgliedschaft in der türkischen Akademie der Wissenschaften, die Ehrendoktorwürde der Universität Canakkale, die Ehrenbürgerschaft der Stadt Canakkale und die Medaille des türkischen Außenministeriums „Für höchste Verdienste.“

Diese Verdienste halfen ihm sicher auch dabei, zwei scheinbar viel zu hoch gesteckte Ziele zu erreichen: die Erklärungen Troias zum Weltkulturerbe und der Troas zum Troia-Nationalpark, die nun z. B. verhindern, dass die dortigen antiken Stätten modernen Bauprojekten zum Opfer fallen.

Kaum weniger beeindruckend aber dürfte auf die Verantwortlichen die Art seines Auftretens gewirkt haben. Durch fachliche Kompetenz, rhetorische Brillanz und persönliche Begeisterungsfähigkeit gelang ihm nämlich auch in Deutschland über Jahre hinweg eine erfolgreiche Drittmittelinwerbung (DFG, Daimler Benz AG, „Freunde von Troia“). Dass er höchste Motivation mit klarem Realitätssinn, unerschöpflicher Energie und eiserner Disziplin verband, machte ihn, den hervorragenden Wissenschaftler, auch zum erfolgreichen Wissenschaftsorganisator.

Darüber hinaus war er ein Hochschullehrer, der seine Lehrverpflichtungen regelmäßig überer-

füllte. Die Studenten wurden von ihm nicht nur fachlich gefordert, sondern auch menschlich gefördert. Viele machten die Erfahrung, dass er sich uneigennützig um ihre berufliche Zukunft sorgte. Dadurch und durch seine mitreißende Art erwarb er sich eine große, begeisterte Schülerschaft.

Auch den Laien galt sein ehrliches Interesse. So bemühte er sich nicht nur um die verantwortungsvolle touristische Erschließung des Grabungsgeländes in Troia (Auszeichnung durch den Verband der türkischen Reiseführer „Für hervorragende Öffentlichkeitsarbeit und Präsentation der Ruinen von Troia“), sondern konzipierte auch die Ausstellung „Troia – Traum und Wirklichkeit“, die in Stuttgart, Bonn und Braunschweig 850.000 Besucher faszinierte.

Gegen die Kritik, zu der ein Detail dieser Ausstellung den Althistoriker F. KOLB provozierte, wollte er ausschließlich Sachargumente ins Feld führen. Gegen die Schmutzkampagne, mit der sein Kritiker ihn vernichten wollte, war er deswegen machtlos – der Kritiker vernichtete sich selbst. Darunter, dass die Formulierung einer abweichenden Position zur Diffamierung seiner eigenen Person missbraucht wurde, litt er allerdings sehr. In anderen Fällen konnte er mit fachlichen Gegnern sogar persönliche Freundschaften schließen. Dieser Gegner wollte selbst im Schatten seines Todes seine Sehnsucht nach Versöhnung nicht erfüllen.

Sich mit der Frage zu quälen, warum dieser frühe Tod eines so außergewöhnlich begabten, tatkräftigen und lebensbejahenden Menschen hat sein müssen, ist fruchtlos. Seien wir nicht traurig, ihn verloren, sondern dankbar, ihn besessen zu haben – als Vorbild.

IRENE POLKE, Kassel

Zeitschriftenschau

Als fachdidaktisch nur teilweise ertragreich erweist sich Heft 5/2005 des **Altsprachlichen Unterrichts**, das dem Thema „Zeit“ gewidmet ist. Wie bereits bei anderen Großthemen fällt es den Verfassern schwer, eine Linie in diese schier uferlose Materie zu bringen. Mehrere Aufsätze benötigen denn auch den meisten

Raum dazu, Bezüge zwischen den – zugegebenermaßen – interessanten, doch oft weit von einander entfernten Textauszügen herzustellen; didaktisch-methodische Aspekte werden z. T. nur am Rande behandelt, die Einbettung in die durch Rahmenpläne vorgegebene Themen fehlt nahezu vollständig. Doch nun der Reihe nach:

Der Basisartikel „Zeit“ von ANJA ZANINI wird seinem Untertitel „Einblicke in Zeiterfahrungen und Zeitkonzepte der Moderne und der Antike“ gerecht; im Zentrum stehen die Begriffe *Parcae/Moirai, chronos, kairos, mortales, otium/negotium, memoria* und *traditio*, die prägnant analysiert werden. Eine reizvolle Beziehung stellt CHRISTINE GROSS in „*Omnia tempus habent*“, dem ersten Praxisbeispiel, zwischen einem auf den ersten Blick recht simpel wirkenden Bibeltext KOHELETS und einem Song der „Byrds“ von 1966 her. Durch die Einfachheit des verwendeten Lateins ist das 2- bis 4-stündige Unterrichtsvorhaben in sehr verschiedenen Klassenstufen einsetzbar, dürfte sich jedoch schwerlich sinnvoll in den laufenden Unterricht integrieren lassen. Weit muss WIELAND RICHTER anschließend ausholen, um in seinem Beitrag eine Beziehung zwischen CAESAR, HORAZ, SENECA und dem Soziologen RICHARD SENETT herzustellen. Die sprachlich und inhaltlich überaus anspruchsvollen Textauszüge bereits in der 9. Klasse behandeln zu wollen, ist m. E. ein kaum anzuratendes Unterfangen; leider dürfte der Vorschlag auch ein gefundenes Fressen für die Kritiker der so genannten „Häppchenlektüre“ sein. Überzeugender ist da schon das nächste Praxisbeispiel „Vom chronos zum kairos“, in dem JOHANNES FUCHS „mit Augustinus über Zeit reflektieren“ will: Nach einem eher affektiven Zugang über einen kurzen Auszug aus SARTRES *La nausée* werden Schüler anhand zweier sehr funktionaler Abschnitte aus den *Confessiones* zur Reflexion über die Zeit angeregt. Diese kurze Unterrichtssequenz lässt sich problemlos in ein Philosophie-Semester der

Kursoberstufe einbauen. Sehr gelungen ist der für die 11. Klasse vorgesehene Vorschlag „Der Zahn der Zeit“, in dem PETRA HACHENBURGER schülernah Schönheit und Vergänglichkeit anhand von MARTIAL-Epigrammen behandeln lässt, die durch einen passenden Text von NATHANIEL HAWTHORNE fachübergreifend ergänzt werden. Stringent folgt hierauf der von MICHAEL MAUSE konzipierte, stark fachwissenschaftliche Beitrag „Begrenzte Lebenszeit und Ewigkeit – Mors und memoria bei den Römern“, der Texte von SUTTON, CICERO, CATULL und PETRON sowie einige Inschriften vorsieht und ebenfalls für die Sek. II gedacht ist. Kaum realisierbar erscheint mir der Lernzuwachs im nächsten Praxisbeispiel: Über allzu großes Hintergrundwissen müssten die Oberstufenschüler verfügen, wollten sie von der Unterrichtssequenz „Traditio und memoria: Zeitkonzepte im Dienste der augusteischen Herrschaft“ von SVEN GÜNTHER profitieren. Den *kairos* vor allem in der griechischen Literatur nimmt RAINER NICKEL in einem AUextra in seinen verschiedenen Aspekten gekonnt unter die Lupe. Dazu passt hervorragend das von EVA DOROTHEA BODER am Ende des Heftes kompetent kommentierte Miniposter mit einem Relief des gleichnamigen Gottes. Davor finden sich eine aufschlussreiche Anregung von ANJA WIEBER zu römischen Tagesabläufen sowie drei Buchtipps von RAINER NICKEL und KARL-HEINZ NIEMANN, der bei seiner Urlaubslektüre („*Whose body?*“ von DOROTHY L. SAYERS) unvermutet auf einen fürwahr sokratischen Dialog gestoßen ist, der sich durchaus für den altsprachlichen Unterricht fruchtbar machen lässt.

MARTIN SCHMALISCH

Besprechungen

Balbina Bäbler: *Archäologie und Chronologie. Eine Einführung. (Einführung Archäologie)* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004, 204 S. EUR 14,90 (ISBN 3-534-15898-9).

BALBINA BÄBLER (B.) versucht mit ihrem Buch eine Lücke zwischen den bereits vorhandenen ‚Einführungen in die Klassische Archäologie‘ und den nur für Fachleute konzipierten Publikationen vorzulegen. Insbesondere Studierende der

Archäologie sind angesprochen, aber auch solche Leser, die einen Überblick über chronologische Fragen im Rahmen der Archäologie, über deren Geschichte und Probleme, aber auch über Chancen und Möglichkeiten erhalten möchten. Um es vorwegzunehmen, der Leser erfährt in der Tat viele interessante Details über das o. g. Thema.

Das Buch ist in drei ungleich ponderierte Teile gegliedert: A. Relative Chronologie (11-45), B.

Absolute Chronologie und „chronologisches Netz“ (47-189) und C. Schluss: Vom Sinn und Zweck der Chronologie (191-193). Daran schließen sich eine Bibliographie (195-200), ein Index (201-203) und ein Abbildungsverzeichnis an (204).

Der erste Großabschnitt gliedert sich wiederum in zwei Teile, wobei im ersten Teil (11-18) dargelegt wird, wie eine Stratigraphie entsteht; mit diesem Begriff ist die Beobachtung und Deutung von Erd- und Kulturschichten gemeint. Die relative Chronologie der klassischen Archäologie stützt sich im Wesentlichen auf die Kenntnisse der verschiedenen Strata einer Erdschicht. B. bietet einen Überblick über die aktuelle Forschung. Sie bezieht mit voller Berechtigung das Wirken HEINRICH SCHLIEMANNs in Troja ein, der zunächst einen verhängnisvollen Fehler begangen hatte, diesen aber erkannte und mit Unterstützung seines Mitarbeiters WILHELM DÖRPFELD Schichten beobachten konnte, so dass es möglich war, neun übereinanderliegende Städte nachzuweisen. B. weist auf zahlreiche Probleme der Archäologen hin, dass sich etwa ehemals obenliegende Schichten verlagern können, so dass sich eine hundertprozentige Zuordnung nicht treffen lässt. Sie beschreibt weitere Methoden der klassischen Archäologie, etwa die Seriation. Diese Methode „erarbeitet ein relativchronologisches System durch typologische Verknüpfung geschlossener Funde“ (17). Im zweiten Teil des ersten Großabschnitts (19-45) werden Stilfragen in den Vordergrund gerückt, um auf diese Weise genaue zeitliche Zuordnungen zu versuchen. Manche Formelemente lassen sich für eine recht genaue Datierung eines Objektes heranziehen. Dies bedingt exakte Kenntnisse der jeweiligen Epoche, die durch Vergleiche bekannter Kunstwerke erworben werden können. Sehr nützlich ist eine Einteilung der Stilentwicklung in Epochen (42), die B. nach TONIO HÖLSCHER (Klassische Archäologie. Grundwissen, Darmstadt 2002, 34f., 40f.) konzipiert hat. Eine solche Einteilung kann selbstverständlich nur eine Annäherung an die Realität sein, da es zu allen Zeiten Überlappungen, Verzögerungen, Vorausblicke gegeben hat. Trotzdem bieten solche Epochengrenzen willkommene Hilfen, vor allem für den ersten Zugriff. Allgemein akzeptiert wird die Sichtweise, dass die griechische Klassik (490-330 v. Chr.) als

Höhepunkt anzusehen ist. Daran schloss sich bekanntlich der „Hellenismus“ an, ein Begriff, den G. DROYSEN 1833 zum ersten Mal verwendete und der eine Verschmelzung griechischer und orientalischer Kultur darstellt.

Der zweite Großabschnitt liefert Einzelheiten zur absoluten Chronologie und zum „chronologischen Netz“. In der Einleitung bietet B. eine kurze Entwicklungsgeschichte der absoluten Chronologie. Zwar gab es bereits in der antiken Überlieferung exakte Angaben über historische Ereignisse – man denkt dabei meist an die von THALES VON MILET vorausgesagte Sonnenfinsternis (HERODOT I 74, 2f.) –, wissenschaftlich fundiert wurde die Methode der absoluten Chronologie erst in der Zeit der Renaissance und ist mit dem Namen JOSEPH JUSTUS SCALIGER verbunden, der in seiner Schrift *De Emendatione Temporum* (1583) Wegweisendes geleistet hat. In den folgenden Kapiteln werden die verschiedenen naturwissenschaftlichen Methoden vorgestellt, also etwa die Dendrochronologie, die Radiokarbon-Datierung oder die Thermolumineszenz (50ff.). Wichtig sind natürlich auch die Informationen über die antiken Chronologiesysteme, zunächst die der Griechen, dann die der Römer. Bekanntlich wurden die Jahreszahlen mit den Namen der beiden Konsuln angegeben oder mit der Zählung seit der sagenhaften Gründung Roms (*Ab urbe condita*). Die Christen haben eine andere Zählung bevorzugt, aber erst seit der Veröffentlichung der *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* von BEDA VENERABILIS (gest. 735 n. Chr.) setzte sich die christliche Jahreszählung durch, die bis heute in vielen Teilen der Welt immer noch gültig ist.

In den folgenden Kapiteln stellt B. zunächst die griechische Keramik im Vorderen Orient vor (61ff.), die korinthische Keramik (72ff.), anschließend die archaische Zeit in den griechischen Kerngebieten (83ff.). Zu anderen Datierungen gelangten die beiden Forscher E. D. FRANCIS und M. VICKERS in den 80er und 90er Jahre des 20. Jahrhunderts (108ff.). Nach eingehender Erläuterung der sog. FRANCIS-VICKERS-Chronologie kommt B. zu der Erkenntnis, dass noch unglaubwürdigere Argumente und Autoren die Basis für diese Methode sind.

Im achten Kapitel befasst sich B. mit der klassischen griechischen Zeit (113ff.). Neben Urkunden,

Amphoren, Ostraka werden auch Münzen und Schleuderbleie (aus Blei in Tonmodeln gegossene Kugeln, die als Standardwaffen in der Ägäis nach 400 v. Chr. dienten) vorgestellt, die zu einer genauen Datierung herangezogen werden können. Im neunten Kapitel des Großabschnittes B widmet sich B. der Zeit des Hellenismus (138ff.), bevor sie sich dann der römischen Zeit zuwendet (160-189). Weit wird der Bogen gespannt von der Zeit der ausgehenden Republik bis zur Spätantike. Von herausragender Bedeutung für die Datierung sind vor allem Münzen, da sie als einzige Kunstwerke in ununterbrochener Folge hergestellt wurden. Während auf öffentlichen Gebäuden Namen von Herrschern durchaus getilgt und durch andere ersetzt werden konnten, wird auf Münzen der jeweilige Kaiser stets namentlich aufgeführt. Allerdings können auch Münzfunde nicht immer zur genauen Klärung von historischen Ereignissen beitragen. Im Falle der Varusschlacht glaubt B. auf das richtige Gebiet schließen zu können, in Anlehnung an THEODOR MOMMSEN nennt sie das Gebiet von Kalkriese, der wegen der dort gefundenen Münzen den Ort der Varusschlacht vermutete. Indes besteht unter Fachleuten bis heute kein Einvernehmen über die genaue Zuordnung zu einem Gebiet., trotz der Münzfunde. Nachdenklich stimmen die Gedanken von WILM BREPOHL, der sich in jüngster Zeit zum Thema geäußert hat (Neue Überlegungen zur Varusschlacht. Münster/W.: Aschendorff 2004). Die Errichtung zahlreicher Bauwerke lässt sich aufgrund guter Quellenlage genau datieren. So kennt man das Datum der Einweihung der *Ara Pacis Augustae* exakt: 30. 01. 9 v. Chr. (OVID, *Fasti* I 709-722), nachdem der Senat am 04. 07. 13 v. Chr. den Bau beschlossen hatte. B. stellt weitere bekannte Bauwerke, etwa Bögen und Säulen, vor. Sie erläutert auch verständlicherweise das berühmte THEODOSIUS-Missorium, das 388 n. Chr. entstanden ist und sich heute in Madrid befindet (*Real Academia de la Historia*).

Zum Schluss werden einige Kirchen präsentiert, deren exakte Erstellungsdaten bekannt sind: Sta. Costanza (ursprünglich *St. Agnese fuori le mure*) in Rom (337-351 n. Chr. von Kaiser KONSTANTINS Tochter KONSTANTIA errichtet), St. Georgios und Bakchos in Konstantinopel (von JUSTINIAN und THEODORA 536 n. Chr. erbaut) sowie San Vitale

in Ravenna (von Bischof MAXIMIAN aus Pola 547 n. Chr. geweiht).

Im letzten Abschnitt C blickt B. noch einmal zurück und fragt nach Sinn und Zweck der Chronologie. Sie weist dabei zu Recht auf die Gefahr von Zirkelschlüssen hin, auch auf die Tatsache, dass in den verschiedenen Regionen des römischen Reichs das archäologische Material, aber auch die historischen Quellen unterschiedlich erforscht sind. Sie empfiehlt die Anwendung verschiedener Arten von Überlieferung, und darin ist ihr sicherlich beizupflichten.

Die Bibliographie ist übersichtlich und enthält wichtige Publikationen zum Thema. Der Index ist nützlich und weist auf die große Bandbreite hin, die B. in ihrem Buch dem Leser bietet. Das Abbildungsverzeichnis benennt die Quellen der wenigen, aber geschickt ausgewählten Abbilder. Das empfehlenswerte Buch ist insgesamt flüssig geschrieben, aber nicht frei von Druckfehlern. Wer sich mit Fragen der Chronologie im Zusammenhang mit der Archäologie befassen möchte, wird umfassend informiert.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Carl J. Richard: Zwölf Griechen und Römer, die Geschichte schrieben. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, 287 Seiten, EUR 29,90 (ISBN 3-89678-550-8).

Geht man vom Titel aus, erwartet man zahlreiche Informationen über das Leben einzelner Persönlichkeiten. Nach der Lektüre des Buches ist man einerseits positiv überrascht, wie viele Details CARL J. RICHARD (R.) über die gesamte Antike liefert, muss andererseits aber feststellen, dass der Titel des Buches verfehlt ist. Indes hat der Verfasser bereits im Vorwort den Leser nicht im Ungewissen gelassen. Dort erklärt er, das Buch sei nicht nur für Wissenschaftler geschrieben, sondern ziele darauf, „eine ausgewogene, behutsame Perspektive auf die abendländische Kultur wiederzugewinnen“ (9). Wenn R. fortfährt, „die Bedeutung der griechisch-römischen Antike als Grundlage dieser Kultur in Erinnerung rufen“ (ebenda) zu wollen, merkt man, dass das Buch nicht für Europäer, sondern eher für Amerikaner geschrieben wurde, denen die Antike möglicherweise fern ist. R. begründet die Tatsache, dass keiner einzigen Frau ein besonderes Kapitel

gewidmet wurde, mit dem Hinweis, dass in der Antike den Frauen nur indirekte Macht eingeräumt wurde. Gleichwohl unterlässt er es zu Recht nicht, an Frauen wie KLEOPATRA, ARTEMISIA oder ASPASIA zu erinnern.

Das Spektrum der ausgewählten Griechen und Römer ist breit; es reicht von Dichtern und Philosophen über Staatsmänner bis zu herausragenden Vertretern der Kirche. Der erste Grieche, dem sich R. widmet, ist der Vater der europäischen Literatur: HOMER (15-23). Der deutschen Öffentlichkeit ist dieser Dichter seit langem bekannt, zuletzt vor allem durch die kontroversen Diskussionen um Troja/Hisarlik. R. bietet ein traditionelles Bild von Homer und seinen Werken. Der Leser erfährt auch, warum Homer als künstlerisches Genie anzusehen ist. Zu Recht weist R. darauf hin, dass Homer weder ein Kriegshetzer noch ein Pazifist war. Homer habe durchaus die Schrecken des Krieges angemessen dargestellt, habe aber auch die erhabenen Seiten des Soldaten herausgestellt, die durch Mut, Tapferkeit und andere Tugenden erkennbar seien. Einige Seiten widmet R. auch der Rezeption der homerischen Werke und skizziert in knappen Strichen den Einfluss bis in die jüngste amerikanische Geschichte. So zitiert er etwa THOMAS JEFFERSON mit den Worten: „Wenn man jung ist, befriedigt einen jede Dichtung, die ein bisschen Gefühl, etwas Phantasie und etwas Rhythmus zusammenstellt, wie klein auch immer die Dosen sind. Aber wenn wir im Leben fortschreiten, verlieren diese Dinge nacheinander ihren Wert, und es scheint mir, dass wir am Ende nur mit HOMER und VERGIL bleiben, vielleicht bloß mit HOMER allein“ (23). Hier wird ein Defizit deutlich, das dem wissenschaftlich orientierten Leser immer wieder bewusst wird: R. verzichtet auf Quellenangaben, so dass eine Überprüfung der Originaltexte kaum möglich ist.

Im Vordergrund des zweiten Kapitels steht zwar THALES, Begründer der abendländischen Wissenschaft (24-35). Einen breiten Raum nehmen aber die Naturphilosophen, auch die Ärzte wie HIPPOKRATES, HEROPHILOS und GALEN ein. Die Konzeption dieses Kapitels zeigt exemplarisch, dass der Titel des Buches nicht zutreffend ist, werden doch nur zwei Seiten dem „Vater der Philosophie“ gewidmet.

Die nächsten beiden Kapitel stellen das Wirken zweier Staatsmänner vor: THEMISTOKLES (36-70) und PERIKLES (71-111). R. führt den Leser einfühlsam in die Geschichte Griechenlands zur Zeit der Perserkriege ein, beleuchtet das Verhältnis zwischen Athen und Sparta und charakterisiert zutreffend Eintracht und Zwietracht im klassischen Griechenland. R. geht auch der Frage nach, ob denn wirklich eine Demokratie in Griechenland existiert habe. Die Entscheidung darüber macht er von der Definition und dem Verständnis des Demokratiebegriffes abhängig. Die Diskussion um die Sklaven musste ein amerikanischer Forscher natürlich aufgreifen, und in der Tat zieht R. Vergleiche zwischen dem antiken Griechenland und dem modernen Amerika. Auch die Stellung der Frau in beiden Bereichen wird untersucht. R. erinnert daran, dass die amerikanische Verfassung das Wahlrecht für Frauen erst 1920 eingeführt hat.

Im fünften Kapitel steht PLATON im Vordergrund (112-134), wobei R. auch andere Philosophen vorstellt, zuerst erwartungsgemäß SOKRATES, dann aber auch ARISTOTELES, die Stoiker und Epikureer sowie die Skeptiker. R. richtet den Blick auch auf die Rezeption Platons in späteren Epochen.

Das nächste Kapitel thematisiert Leben und Wirken ALEXANDERS des Großen (135-149). Die Literatur über den Sohn PHILIPPS von Makedonien ist seit der Antike immens angewachsen, und ähnlich wie im Falle CAESARS scheiden sich die Geister in der Beurteilung. Mit voller Berechtigung weist R. darauf hin, dass durch den Einfluss ALEXANDERS die griechische Sprache und Kultur eine immense Wirkung auf die anderen Völker des Mittelmeerraumes und des nahen Ostens einnahmen.

Nach sechs Griechen wendet sich R. nun ab dem siebten Kapitel den Römern zu und beginnt seine Vorstellung mit SCIPIO AFRICANUS (150-180). Hier erfährt der Leser viele Details über die frühe römische Geschichte, vor allem über die ersten beiden Punischen Kriege.

Das achte Kapitel beinhaltet Angaben über GAIUS JULIUS CAESAR (181-202), beginnt aber mit der römischen Expansion im östlichen Mittelmeerraum im zweiten Jahrhundert v. Chr. Auch dieses Kapitel zeigt klar, dass R. einen anderen Titel seines Buches hätte wählen sollen, um den Leser über die Breite seiner Darstellung zu informieren. Man muss

erst zehn Seiten über die römische Vorgeschichte lesen, um endlich etwas über Caesar zu erfahren. R. berichtet ausführlich über die Ereignisse der ausgehenden Republik, über Caesars Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, über seine Eroberungen und über seine Herrschaft insgesamt. Häufig greift R. auf römische Quellen zurück, vor allem auf die Biographie des SÜETON. Allerdings wird dieser nur an einer Stelle ausdrücklich erwähnt. Hier hätte R. wissenschaftlich redlich sein und auf Sueton als Gewährsmann verweisen müssen. Übrigens sieht R. Caesars *Bellum Gallicum* als Einstiegslektüre für den Lateinunterricht an. Auch in Amerika hätte es sich herumsprechen müssen, dass heutzutage vor der Caesar-Lektüre andere Texte als Erstlektüre bevorzugt werden. Hinweise auf didaktische Überlegungen sollte man den Fachleuten überlassen. Bekanntlich werden antike Quellen in Amerika in der Regel in englischer Übersetzung gelesen. Wie in anderen Kapiteln so zieht R. auch hier interessante Vergleiche mit der amerikanischen Geschichte.

Im Kapitel neun wird das Wirken CICEROS, des Staatsmannes, Rhetorikers, Philosophen und Märtyrers der Republik (203-214), beleuchtet. Sehr viel Raum widmet R. der Rezeption und der Wirkung Ciceros in der amerikanischen Geschichte. Man erfährt wenig über die Vita des antiken Schriftstellers und Vermittlers griechischen Gedankenguts, und schmerzlich vermisst der interessierte Leser auch hier genaue Quellenangaben.

Der Begründer des römischen Kaiserreiches: AUGUSTUS wird im zehnten Kapitel (215-240) vorgestellt. R. erläutert die neue Herrschaftsordnung unter Augustus und verweist auch auf die religiösen und moralischen Vorstellungen des Princeps hin. R. scheint die Gründe für OVIDS Relegation genauer zu kennen als die aktuelle Forschung, wenn er behauptet, die eher lustbetonten Gedichte und ein mysteriöser Skandal seien die Motive des Herrschers gewesen (221). Auf mehreren Seiten liefert R. Informationen über die Werke der augusteischen Dichter VERGIL und HORAZ. Die Darstellung des Dichters der Aeneis ist korrekt und wird ihm gerecht, im Fall des Horaz ist manche Aussage zumindest fragwürdig. War Horaz wirklich ein „mit allen Wassern gewaschener Dichter“ (228)? Das Kapitel klingt aus mit der Beschreibung der

Niederlagen des AUGUSTUS und Angaben über die Nachfolger des Princeps, von TIBERIUS bis NERO. Insgesamt bietet R. ein sehr positives, ja sogar einseitiges Gesamtbild des Augustus.

Die letzten beiden Kapitel stellen den christlichen Wanderprediger PAULUS VON TARSOS (241-259) und den Kirchenvater AUGUSTINUS (260-275) in den Vordergrund. In beiden Kapiteln gewährt R. Einblicke in das frühe Christentum und dessen Ausbreitung. Immer wieder zitiert er aus den Schriften des Augustinus und geht den Gründen für den Aufstieg des Christentums nach. Gelungen ist der Vergleich zwischen dem Christentum und dem Römertum (256ff.). Die Namensgebung sollte einheitlich erfolgen. In der Regel benutzt R. den Namen PAULUS, einmal Paul (244). Die Behauptung, dass das Heidentum drei Jahrzehnte nach dem Tod des THEODOSIUS praktisch ausgestorben sei, ist zu bezweifeln (247). Noch unter Kaiser JUSTINIAN (527-565) kam es zu Zwangstaufen und Gewaltmaßnahmen gegen Heiden (vgl. KARL SUSO FRANK. Lehrbuch der Geschichte der Alten Kirche. Paderborn [Schöningh] 1996, 214). Die Seiten 277f. enthalten eine Auswahlbibliographie für interessierte Laien. Es werden fast nur deutsche Titel empfohlen, und man kann vermuten, dass sie vom Verlag für ein deutsches Lesepublikum ausgewählt wurden.

Als Fazit ergibt sich – wie bereits eingangs angedeutet –, dass der Leser zahlreiche Informationen über die gesamte Antike erhält. Wenn er die Darstellungen des Verfassers überprüfen möchte oder bestimmte Passagen nachlesen will, fehlen ihm die Quellenangaben. Insgesamt ist das Buch flüssig geschrieben, die Übersetzung kann als gelungen bezeichnet werden, erfreulicherweise sind keine auffälligen Druckfehler zu bemerken. Dem Laien ist das Buch also durchaus zu empfehlen, dem *lector doctus* sei die Lektüre der Auswahlbibliographie angeraten.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Patrick Schollmeyer: Die römische Plastik. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005, 160 S. EUR 34,90 (ISBN 3-534-13891-0).

Im Vorwort (7f.) erklärt PATRICK SCHOLLMAYER (S.), sein Buch sei lediglich als erster Weg-

weiser und nicht als Handbuch zu betrachten, das dem Leser suggeriert, alle thematisch relevanten Aspekte ansprechen zu können. Zu Recht weist S. darauf hin, dass nicht jegliches Fachwissen im Bereich der Geisteswissenschaften als gesichert gelten könne.

In der Einleitung (9-12) erläutert er terminologisch den Titel des Buches: Römische Plastik und erwähnt auch die kontroverse Diskussion des Begriffes römisch im Bereich der archäologischen Forschung. Als römisch definiert S. „alle kulturellen Äußerungen mit ihren reichsweiten wie regional begrenzten Phänomenen, die im geographischen, politischen und wirtschaftlichen Rahmen des Imperium Romanum entstanden sind“ (9). Verständlich ist dies vor allem, weil die Römer gegenüber kulturellen Fragen sehr offen waren. Unter Plastik versteht S. alle Werke der Bildhauerkunst. In der Antike wurden die Begriffe nach den Funktionen und dem Inhalt ausgewählt, seltener nach dem Material. Gemäß PLINIUS (*Naturalis historia* 35,156,6) gibt es für das griechische *plastice* drei Entsprechungen im Lateinischen: *caelatura*, *statuaria*, *sculptura*. S. weist auf die Quellenlage hin, bei der vorwiegend griechische Kunstwerke theoretisiert werden, kaum römische. Lediglich beim älteren PLINIUS finden sich ausführliche Angaben zum Thema. S. hätte auf die Verres-Reden eines CICERO verweisen können, der etliche Informationen zu den Raubzügen des Statthalters in Sizilien geliefert hat. S. bietet am Ende der Einführung einen Einblick in die Forschungsgeschichte zum Thema: Römische Plastik (11f.).

Im zweiten Kapitel (13-29) erläutert S. die verwendeten Materialien wie Marmor, Bronze, Edelmetalle und Terrakotta sowie den Herstellungsprozess und den Kunstbetrieb. Dabei erfährt der Leser zahlreiche interessante Details. S. erweist sich als kundiger Fachmann und versteht es, die Informationen sehr leserlich zu formulieren. Sowohl für die Studenten der Archäologie als auch für die an diesem Fach Interessierten gibt es viele Informationen, etwa: „Die nachweislich erste vergoldete Statue in Rom war das Reiterstandbild des M. ACILIUS GLABRIO, Konsul des Jahres 191 v. Chr. (LIVIUS 40,34,5f.)“ (17). Die Terrakottaplastik gilt als eine der ältesten Kunstformen, die bereits

die Etrusker verwendeten. Nach Einführung der bronzenen und marmornen Skulptur in Rom galten die aus Terrakotta hergestellten Plastiken als altertümlich. S. führt auch die lateinischen Begriffe für die spezialisierten Handwerker auf: *marmorii*, *pictores*, *statuarii* (Bronzegießer), *lapidarius structor* (Steinmetz) (26). Viele Kunstwerke wurden in Griechenland produziert; es gibt aber Belege dafür, dass Handwerker und Künstler ihre Produkte in Rom herstellten. Auch Kunstraub wurde im römischen Reich vorgenommen; ab dem Jahr 212 v. Chr. gelangte nach der Eroberung von Syrakus reiche Kunstbeute in die Hauptstadt.

Im dritten Kapitel stellt S. die verschiedenen Gattungen vor (30-97): Porträts, Staatsreliefs, Idealplastiken und dekorative Reliefs, Sarkophage, Urnen, Grabstatuen und -reliefs. Er erläutert jeweils die Fachbegriffe und liefert anschauliche Beispiele, auch mit Abbildungen, die allerdings aus Kostengründen begrenzt sind (60 Abb.). Zu kritisieren sind einige unnötige Wiederholungen des Verfassers (S. 63/S. 74 und mehr). Sprachlich fragwürdig ist der Begriff ganz, der durch aller ersetzt werden sollte (71: ... „von Venus, die nicht nur über Aeneas und Iulus-Ascanius die Stamm-mutter der Iulier, sondern auch der ganzen Römer war.“). S. widmet sich intensiv dem Bereich der Sarkophage und Urnen. Nachweislich haben sich die Römer an ihren Nachbarn wie Griechen und Etruskern orientiert. Bis zum 2. Jahrhundert pflegten die Römer bekanntlich die Brandbestattung. Erst danach entstanden Sarkophage – zunächst mit paganen Themen –, die in der Regel aus Marmor bestanden, nur selten aus Sandstein, Granit und Porphyr. Besonders mythische Themen haben sich die Handwerker bzw. Auftraggeber ausgesucht, wobei die griechischen Mythen überwogen. Die Sarkophage mit christlichen Themen sind seit dem 3. Jahrhundert belegt. Da Brandbestattungen bis zum 2. Jahrhundert die Regel waren, gab es dafür entsprechende Bezeichnungen: *olla*, *ossuaria*, *urna*, *urnula*, *hydria*, *vascellum* und *testa* (93). Verwiesen sei auf die interessante Ausstellung in Oberhausen (9. 10. 2004 - 30. 01. 2005), zu der auch ein sehr ansprechender Katalog erschienen ist: BERNHARD MENSCH/PETER PACHNIKE (Hrsgg.), *Welt der Gefäße. Von der Antike bis Picasso*. Oberhausen 2004 (EUR 24,50).

Im vierten Kapitel stellt S. „Kontexte“ in den Vordergrund (98-117). Die aktuelle Forschung fragt nach der Wirkung aller „im Raum existierender Bilder (Skulpturen, Malerei, Mosaik, Kleinkunst), ihrer Einbindung in die Architektur ihres Bezuges zur Funktion des Raumes, d. h. der darin stattfindenden sozialen Handlungen“ (98). In der Tat kann man davon ausgehen, dass die Auswahl der Bilder ganz bewusst vorgenommen wurde und gewissen Normen unterworfen war. Das beste Beispiel ist sicherlich die Handlungsweise des Augustus (s. PAUL ZANKER, Augustus und die Macht der Bilder). Zu beachten bleibt stets, dass die Distinktion zwischen „öffentlich“ und „privat“ in der Antike anders als in der heutigen Zeit definiert wurde. Auch vermeintlich private Räume hatten in der Antike öffentlichen Repräsentationscharakter. S. liefert weitere Informationen über das Forum, die Agora, Tempel und Heiligtümer, Luxusgüter für das Volk, Grabanlagen und Paläste.

Im fünften Kapitel stehen chronologische Aspekte im Vordergrund (118-133). Nach dem Unterabschnitt „Grundlagen und Methoden“ verfolgt S. die Entwicklung von der Königszeit über die römische Republik, die Zeit des Augustus und seiner Nachfolger bis zur beginnenden Spätantike. Hier ist auf das instruktive Buch von HEINRICH SCHLANGE-SCHÖNINGEN, Augustus (WBG, Darmstadt 2005) hinzuweisen, das S. noch nicht benutzen konnte.

Das letzte und sechste Kapitel: „Geographische Verteilung“ (134-148) bietet Informationen, die nach Regionen gegliedert sind. Ausgehend von Rom und Italien werden die einzelnen Gebiete des römischen Reichs überblicksartig vorgestellt. Wenn auch aufgrund indigener Einflüsse die Entwicklung der römischen Plastik in den einzelnen Regionen recht unterschiedlich sein konnte, so hatten doch das Kaiserhaus sowie die städtischen Eliten maßgebenden Einfluss auf die Herausbildung der Plastik. Importe stammten hauptsächlich aus Athen und Aphrodisias, manche Künstler und Handwerker sind aber auch aus ihrer Heimat nach Rom übergesiedelt. Der Kunstraub spielte – wie bereits erwähnt – eine beachtliche Rolle, so dass in vielen Fällen eine klare Herkunftsangabe eines Kunstwerks kaum möglich ist. Auch zu diesem Kapitel bietet S. weiterführende Literatur an. Zu

ergänzen wäre zur iberischen Halbinsel noch folgendes anregende Buch: ANTONIO CABALLOS RUFINO/JESÚS MARÍA FATUARTE/JOSÉ M. RODRIGUEZ HIDALGO, *Itálica arqueológica*. Sevilla: Fundación El Monte/Universidad Sevilla 2002, EUR 14,42 (ISBN 84-472-0515-0).

Daran schließen sich eine übersichtliche Zeittafel (149), ein nützliches Glossar (150-153), Literaturangaben zu den einzelnen Kapiteln (154-159) und ein Abbildungsnachweis (160) an. Die Literaturangaben beinhalten die wichtigsten zum Thema erschienenen Publikationen. Zu ergänzen wäre etwa folgendes: JOACHIM LEHNEN, *Adventus Principis. Untersuchungen zu Sinngehalt und Zeremoniell der Kaiserankunft in den Städten des Imperium Romanum*. Frankfurt./M./Berlin u.a.: Peter Lang Verlag 1997.

Wer sich mit römischer Plastik befassen will, dem sei dieses Buch empfohlen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Feinberg Vamosh, Miriam: Essen und Trinken in biblischer Zeit. Rezepte aus der Zeit Jesu, deutscher Text von H.-J. Frisch. Düsseldorf: Patmos 2005, EUR 19,90 (ISBN 3-491-79741-1).

Die von HORAZ bekannte Delikatesse, das *garum de sucis piscis Hiberi*, war in verschiedener Qualität schon seit der späten Republik im ganzen römischen Reich verbreitet. Es soll sogar in der koscheren Küche des Altertums Verwendung gefunden haben, wie die Vf. im vorzustellenden Buch mit Hinweis auf den Talmud erklärt. Sie bezieht dabei speziell auf Rabbi JUDA, der gelehrt habe: „Brate den Fisch mit seinem Bruder (Salz), tauche ihn in seinen Vater (Wasser), ess [sic!] ihn mit seinem Sohn (Sauce) und trink danach seinen Vater (Wasser).“ (S. 40) Aber trotz intensivster Suche ist es dem Rez. nicht gelungen, dieses Zitat im Talmud ausfindig zu machen. Es scheint sich also um einen Zitierfehler zu handeln; nicht Rabbi Juda oder nicht der Talmud?

An diesem Beispiel wird ein grundsätzlicher Mangel erkennbar, der das gesamte Buch durchzieht: Es fehlt an jeglicher Quellenangabe, die eine kritische Überprüfung der präsentierten Ergebnisse ermöglichen würde, obwohl auf verschiedene antike Autoren wie etwa APICIUS, FLAVIUS JOSEPHUS, LIVIUS, PLINIUS, PLUTARCH, STRABO

und THEOPHRAST namentlich Bezug genommen wird. Im Gegensatz dazu werden allerdings alle Bibelstellen exakt benannt. Gerade aber, wenn man das Buch im altertumskundlichen Sach- oder im Religionsunterricht benutzen will, wäre es sinnvoll, Schülern die Originalstellen an die Hand geben zu können.

Denn, und damit kommen wir zu den zweifellos positiven Seiten des Buches, es erschließt dem Leser für die Zeit von etwa 6000 v. Chr. bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert ohne theologische Zäsur viele kulturgeschichtliche und bibelkundliche Aspekte, wobei teilweise auf die pagane Antike der Griechen und Römer ausgegriffen wird: Essgewohnheiten (S. 14-19), biblische Ernährungsvorschriften (S. 9-11), die Entstehung mancher jüdischer Feste wie z. B. *Pessach* und *Schawuot* (S. 24f.), Bedeutung und Zubereitung von Fisch, Fleisch und Milchprodukten (S. 57-70), Gewinnung und Genuss von Getreide und Brot, Obst und Gemüse einschließlich der Oliven und ihres Öls sowie von Trauben und Wein, der Kräuter und Gewürze (S. 14-56; 74-78), schließlich Verfahren der Konservierung von Lebensmitteln (S. 79-83). Jedes der Kapitel schließt mit einem Rezept, das durch weitere am Ende des Buches ergänzt wird (S. 89-100) und zum Nachkochen einlädt. Nützliche Übersichten über Maße, Gewichte und Preise der Nahrungsmittel in biblischer Zeit runden das Buch ab (S. 88 und 101).

Besonders hervorheben möchte der Rez. das instruktive Kapitel über das Olivenöl. Schon damals kam demnach das auch heute noch übliche dreischrittige Verfahren zur Anwendung: „Das Zerquetschen der Oliven zu einem Brei, das Auspressen des Breis, um die Flüssigkeit [sc. das Öl] zu gewinnen, und das Abschöpfen des leichteren Öls“. Auch das Erhitzen der Oliven, um sie leichter vom Kern lösen zu können, sei bekannt gewesen. Die Rückstände seien schließlich als Düngemittel, zum Schutz vor Ungeziefer oder als Brennmaterial verwendet worden. Daneben zeigt die Vf. mit anschaulichen Abbildungen die chronologische Abfolge verschiedener Presstechniken, die im Lauf der Jahrhunderte zur Gewinnung des Olivenöls eingesetzt wurden. In diesem Zusammenhang erklärt sie schließlich auch, dass der aus dem NT

bekanntes Garten Getsemane seinen Namen vom Aramäischen *גת שמנה* / *gat schmna* (Ölpresse) herleite.

Ebenso interessant ist das Kapitel über den Weinanbau. Wir erfahren dort, dass der Wein im alten Israel bis in die Zeit der Ptolemäer rot war und von daher einen Teil seines Symbolwertes als Blut erhalten habe, wie die Vf. mit vielen, auch alttestamentlichen Bibelstellen belegt. Er habe aber auch als Sinnbild des Friedens oder im Gegensatz dazu als Symbol für die Sünde des Volkes gegolten. Informativ sind abschließend die Ausführungen über die Verwendung des Weins als Heilmittel in der antiken Welt. Mit ihm seien Wunden desinfiziert, aber auch Erkrankungen des Verdauungsapparates und der Blase behandelt worden. Sogar als Gegengift gegen Insektenstiche habe er Anwendung fand, wie auch die Zitrone als Antidot gegen Gifte, vor allem Schlangengift, benutzt wurde.

In der nach Nahrungsmitteln gegliederten Einteilung des Inhalts nimmt das Kapitel über Das Letzte Abendmahl (S. 84-87) eine Sonderstellung ein, weil es mehr ein religiöses Ritual behandelt. Jedenfalls dürfte das eingangs erwähnte *garum* auf diesem Tisch gefehlt haben, denn die Vf. deutet das letzte Mahl JESU als den Seder, die Mahlzeit zu Beginn von Pessach. Er wird anschaulich mit den Einzelheiten der rituellen Ordnung und der jeweiligen Bedeutung der Speisen und Getränke erklärt. Die Vf. äußert sogar die Vermutung, dass Jesus die gleichen *Brachot* gesprochen habe, wie sie noch heute üblich sind, und versucht auch mit dem Hinweis auf die bei Mc 14,26 und Mt 26,30 (*hymnus*) erwähnten Hallel-Dankpsalmen (113 und 114) die kulturelle Kontinuität beider Religionen zu betonen.

Um ein Fazit zu ziehen: Dem Leser werden viele interessante Informationen über Essen und Trinken in biblischer Zeit und kulturhistorische Aspekte der Nahrungsmittel dargeboten. Reich illustriert und mit Rezepten versehen, ist ein ansprechender Band entstanden, der im Unterricht vielfältig eingesetzt werden kann, aber wissenschaftlichen Ansprüchen nur bedingt gerecht wird.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Leven, Karl-Heinz (Hrsg.), *Antike Medizin. Ein Lexikon*. München: C.H. Beck 2005, XLIV u. 484 S., EUR. 49,90 (ISBN 3-406-52891-0).

Liest man als Altphilologe den Titel des vorzustellenden Buches, ist man zunächst geneigt, davon keine Notiz zu nehmen. Denn die Medizin, auch die der Antike, gehört traditionell nicht zum engeren Bestand der eigenen Wissenschaft. Nimmt man dann aber dennoch in Erinnerung an NOAH GORDONS Roman „Der Medicus“ das Buch zur Hand, springt als erster Eindruck auf dem Umschlag das Relief von der Heilung des verletzten Telephos ins Auge und weckt Neugier, handelt es sich dabei doch um vertrautere Materie, erkennt man darin das eigene Metier wieder. Zugleich kamen dem Rez. die neueren Textausgaben zur antiken Medizin für den Schulgebrauch in den Sinn; darunter aktuell die ansprechende und gut benutzbare Edition von D. SCHMITZ. Derartig eingestimmt, begann die Lektüre des Lexikons zu diesem eigentlich eher fremden Thema.

Die Anfangsneugier erhielt weitere Nahrung durch die einzelnen Lemmata. Denn anders als erwartet, findet sich neben spezifisch medizinischer Terminologie eine Vielzahl bekannter Namen und Begriffe wie zum Beispiel Alexandria, Babylon und Rom, HORAZ, PLAUTUS und VERGIL, HOMER, PLATON, PYTHAGORAS und THALES, Fabel, Tragödie, Bibel und Septuaginta. Daneben begegnen moderne Begriffe wie Allergie, Kunstfehler und Sucht. Schaut man die Artikel genauer an, erkennt man als Leser, dass sie auf ihre medizinisch-geschichtliche Relevanz, die anderenorts kaum zu finden ist, sinnvoll beschränkt sind. Unter dem Lemma Rom erfährt man beispielsweise, wie die urbanen Probleme der Millionenstadt angegangen wurden: Frischwasser, Abwasser- und Müllentsorgung; Lebensmittelversorgung und Hygiene sowie amtliche Kontrolle aller sensiblen Bereiche. *Sub voce* „Alexandria“ liest man, dass das Studium dort „das Gütesiegel einer med. Ausbildung“ gewesen sei und A. „als der Ursprung der Gesundheit für alle Menschen“ gegolten habe. Allerdings bleibt unklar, warum Athen und Jerusalem keine Erwähnung finden, wenn doch Babylon ein eigener, wenn auch kurzer Artikel gewidmet ist.

Natürlich bedarf ein so umfangreiches Projekt wie dieses, das ein Desiderat der Lexikographie

darstellt, eines Rahmens, um nicht an Uferlosigkeit zu scheitern. Er wurde vom Herausgeber mit der griechisch-römischen Antike vorgegeben, mit einem zeitlichen Umfang von der archaischen Epoche bis zur christlichen Spätantike versehen. Der Rez. hätte sich jedoch aus persönlichem Interesse auch die intensivere Einbeziehung der jüdisch-christlichen Tradition gewünscht, da sie zumindest für einen medizinischen Laien wie ihn manche Fragen bereit hält, die er gerne exakt beantwortet fände. Zu denken wäre etwa an die Schwermut SAULS, die DAVID mit der Harfe therapierte; sie fehlt entsprechend der Anlage des Lexikons im Artikel Melancholie. Oder erinnern wir weiter an die verschiedenen Formen geistiger oder psychischer Erkrankungen, deren Zeugen wir im Neuen Testament werden. Im Lemma „Epilepsie“ findet sich lediglich der Hinweis darauf, dass sie dort „mit der Besessenheit durch einen Dämon“ gleichgesetzt werde. Der Artikel Besessenheit spart Zeugnisse des NT, die s. v. „Epilepsie“ erwähnt werden, aus, ein Lemma „Exorzismus“ existiert gar nicht erst, obwohl er nach HOMER und NT Act. als Therapie galt (146). Dafür finden sich längere Beiträge zu JESUS mit einem Akzent auf seinen Heilungen, zum Christentum sowie Lemmata über das Neue und Alte Testament, nicht aber zum Islam. Dies erweckt den Eindruck disparater Uneinheitlichkeit und mangelnder Abstimmung der einzelnen Artikel aufeinander, bei genauem Hinsehen allerdings dürfte es das Ergebnis der Zentrierung auf den genannten Ausschnitt der antiken Medizin und ergebnisorientierter Abgrenzung sein. Als Ersatz für diese wohl auch vom Hrsg. empfundene Problematik werden lobenswerte Übersichtsartikel über die ägyptische, arabische, jüdische, mesopotamische und syrische Medizin angeboten.

Hinsichtlich einzelner Artikel wäre anzumerken, dass der Begriff Kunstfehler (544-547) trotz seiner Herleitung aus der Antike (τέχνη/ars) längst der Bezeichnung Behandlungsfehler hat weichen müssen. Im Lemma über die Fabel (289f.) fehlt der Hinweis darauf, dass auch die Bibel Fabeln kennt (Idc 9,7-15 und IV Rg 14,9). S.v. „Essig“ (274f.) scheint es dem Rez. fraglich, ob die Gabe des angeblich mit *acetum* getränkten Schwammes an den Gekreuzigten der Verlängerung seines Lei-

dens dienen sollte. Wahrscheinlicher ist es, dass es sich statt des *acetum* um *posca* und einen Akt des Mitleids handelte, denn nach Mc 15,37 und Mt 27,50 verschied Jesus unmittelbar danach. Selbst der Artikel Kreuzigung nennt Verdursten nach langer Qual als eine der möglichen Todesursachen bei dieser Hinrichtungsart, weist also in eine ähnliche Richtung. Schließlich bliebe aufgrund der Parallele in Ps 68,22 (*iuxta LXX* und *iuxta Hebr.: acetum*) zu erwägen, ob die gesamte Episode oder zumindest das *acetum* nicht legendarisch ist. Jedenfalls erscheint die Angabe des Lemmas „Essig“ zu vorschnell, da es an weiteren Belegen für die aufgestellte These mangelt.

Unabhängig von derartigen Quisquilien überzeugt dieses erste Lexikon zur antiken Medizin, an dem 90 Autoren mitgewirkt haben – sie werden auf den Seiten XLIII-XLIV vorgestellt –, durch ein hohes wissenschaftliches Niveau und eine zugleich prägnante, aber allgemeinverständliche Sprache. Die Kombination beider Faktoren veranlasst den Leser dazu, immer mehr Artikel mit Genuss und Gewinn zu rezipieren. Die einzelnen Lemmata sind mit den wichtigsten Literaturangaben ausgestattet, so dass es dem Interessierten leicht gemacht wird, sich bei Bedarf in ein Thema weiter vertiefen zu können. Außerdem finden sich praktische Benutzerhinweise auf den Seiten X-XI.

Wer für den Schulunterricht Alternativen zur Caesarlektüre sucht und sich dabei etwa mit CELSUS und anderen Autoren das medizinische Neuland erschließen möchte, wird das vorgestellte Werk mit größtem Nutzen und persönlicher Freude verwenden können. Herausgeber und Autoren sei dafür ausdrücklich gedankt.

Anmerkungen:

- 1) Antike Medizin. Texte mit Anmerkungen und Zusatzmaterial, Freising 2003.
- 2) Vgl. dazu M. WISSEMAN, Fabel. Zur Entwicklung der Bezeichnung für eine Literaturgattung, *Fabula* 33, 1992, 1-13.
- 3) In diesem Sinne auch: Kleines Bibellexikon, Konstanz/Stuttgart 1969, 102, s.v. Essig.
- 4) Vgl. dazu J. SCHNIEWIND, Das Evangelium nach Markus, Göttingen 1963, 200.
- 5) Vgl. dazu D. SCHMITZ, Eine Lanze gegen Cäsar – Alternativen zu Cäsars *Bellum Gallicum*, *Anregung* 45, 1999, 32-40.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Maren Saiko: *Cura dabit faciem. Kosmetik im Altertum – literarische, kulturhistorische und medizinische Aspekte*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2005, 392 Seiten, EUR 34,50 (ISBN 3-88476-756-9).

„*Cura dabit faciem*“ (OVID, *ars am.* III 105): Schon der Titel dieser Dissertation schlängelt sich anschmiegsam in den Gehörgang. Die Autorin MAREN SAIKO verfolgt die Kosmetik als Ausdrucksform des sozialen Lebens und als Form der nonverbalen Kommunikation (S. 18) in verschiedenen Zeiten und Kulturen. Von diesen möchte ich hier auszugsweise auf Ägypten, Griechenland und Rom eingehen.

Zum Thema Hautpflege und Kosmetik im alten Ägypten werden Rezepte und ihre Wirkungsweise(n) aus alten Papyri vorgestellt, zum Teil mit ganz bekannten, weil heute gerade hochaktuellen Problemstellungen wie z. B. der Bekämpfung von Falten und Altersflecken.

Im antiken Griechenland finden sich ebenfalls heute noch liebe Gewohnheiten verankert: Baden in mit Duftölen angereichertem Wasser, (Bimsstein-)Peeling, Gesichtsmasken und Duftsalben. Auch Nebenwirkungen spielen hier schon eine Rolle. Man denke nur daran, dass Bleiweiß als Gesichts-Make-up unter Umständen Falten anders beseitigte als gewünscht. Wer schminkt sich wie? Hier nimmt die Autorin den anfangs geknüpften Faden wieder auf und stellt vergleichend u. a. Matrone und Hetäre einander gegenüber, immer den Leser oder die Leserin in der Gewissheit lassend, so etwas schon einmal gesehen zu haben. Auch medizinische Aspekte kommen nicht zu kurz und sind amüsant dargestellt. Genannt sei hier als ein Beispiel der Bedeutungswandel des Wortes Furunkel (S. 93) oder auch die wahrhaft vielfältigen Anwendungsgebiete der Myrte (S. 105ff.). Letztere schlägt gleichzeitig den Bogen über den Arzt GALEN zur Hautpflege und Kosmetik im antiken Rom. Und selbst wenn man glaubt, hier halbwegs auf dem Laufenden zu sein, entdeckt man in Ergänzung zur Lektüre von OVIDS „*Ars amatoria*“ und entsprechender Sekundärliteratur in frischem Stil aufbereitete und dargebotene Details, die das Beiseitelegen dieses Buches erschweren. Das hängt auch unmittelbar damit zusammen, dass man als Lehrer/in immer

ein Auge darauf hat, inwieweit das Gelesene für die Verarbeitung im und Belebung und Bereicherung von Unterricht nutzbar gemacht werden kann. In dieser Hinsicht entpuppt sich hier nicht nur der Inhalt als solcher, sondern auch gerade die Darbietungsweise als gut lesbar und für Oberstufenschüler/innen ohne weiteres verständlich, was als ein großer Vorzug genannt werden darf.

Das Thema Kosmetik in verschiedenen literarischen Genres und Epochen bis hin zum Kirchenvater HIERONYMUS, jeweils nach Autoren gegliedert, rundet die Lektüre ab und bietet bis zum Schluss auf unterhaltsame Weise einen überaus reichen Fundus an Nutzungs- und gleichzeitig Erbaumöglichkeiten – ganz nach Lust, Laune und natürlich thematischen Interessen.

Dies konnte nur ein kleiner Einblick zwischen die Buchdeckel sein, denn intensiv stöbern und entdecken muss schon ein/e jede/r für sich selbst.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Steinhagen

Andrea Follak: Der „Aufblick zur Idee“. Eine vergleichende Studie zur Platonischen Pädagogik bei Friedrich Schleiermacher, Paul Natorp und Werner Jaeger. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, 174 Seiten, EUR 39,90 (ISBN 3-525-30149-9).

ANDREA FOLLAKE (F.) untersucht in ihrer vom Fachbereich Philosophie der Universität Konstanz im Sommersemester 2004 angenommenen Dissertation den Einfluss PLATONS auf das Denken, insbesondere aber die Pädagogikkonzeptionen FRIEDRICH SCHLEIERMACHERS (12-52), PAUL NATORPS (53-115) und WERNER JAEGER (114-150). Unter Rückgriff auf Äußerungen KANTS, die am Beginn der deutschen Platoninterpretationen anzusiedeln seien, steckt F. den Rahmen, sozusagen den Beobachtungshorizont ihrer Untersuchung ab (10-11). PLATON fordere seine Interpreten offenkundig zu heterogenen Interpretationen heraus, die zwischen den Polen „Rationalität“, „Aufklärung“ und „Schwärmerei“, „Verdunkelung“ oszillierten. Wesentliches Ziel der Arbeit ist dementsprechend, den Ort der drei genannten Platoninterpreten in diesem Spannungsfeld zu ermitteln.

In dem der abschließenden Zusammenfassung (163) vorangehenden Kapitel 5.3 („Klarheit oder Schwärmerei? Schleiermacher, Natorp und Jaeger“, 157-161) findet sich eine ausführlichere

Zusammenführung der wesentlichen Interpretationsstränge unter der genannten Fragestellung, derzufolge sich das zentrale Ergebnis so darstellen lässt: Der philologisch-wissenschaftliche Zugriff (9), seine Liberalität und aufklärerische Haltung hätten Schleiermacher vor jeder Schwärmerei bewahrt, während Natorp, sich thematisch zwar in den von Schleiermacher vorgezeichneten Bahnen bewegend, eine Mittelstellung zwischen den äußeren Eckpunkten einnehme, indem er einerseits seine Deutung ganz auf der Basis der platonischen Texte gewinne, andererseits aber mit seinen „Visionen einer Menschheitsfamilie und der Idealvorstellung einer anarchistischen Gesellschaft ... partiell zum weltfremden Schwärmer“ (159) werde und seine „Sozialpädagogik“ im irrationalen Moment des Gefühls fundiere. Dass Jaeger nun gegenüber Schleiermacher das andere Ende des Spannungsbogens markiert, ist von der Grundkonzeption her naheliegend. Als Philologe wird ihm zwar ein hoher wissenschaftlicher Anspruch attestiert (135), in seinem öffentlichen Wirken und Einsatz für den Humanismus intendiere seine Vorstellung einer „Bildungsaristokratie“ hingegen „eine Glaubensgemeinschaft, die nicht auf das Argumentieren und die Vernunft setzt...“ (160).

Was die Einzelausführungen zu den drei bedeutenden Wissenschaftlern betrifft, so fördern diese eine beachtliche Fülle an Ergebnissen zutage, die zwar im Detail nicht vorgestellt werden können. Doch möchte ich in diesem Zusammenhang wenigstens darauf hinweisen, dass es gewiss eine der großen Stärken des Buches ist, in einer konzentrierten und erfreulich unpräzisen Sprache die ausnehmend umfängliche Materialbasis auf etwa 160 S. zu bündeln. Dazu nun noch einige Bemerkungen:

Die Hinführung zum Thema (9-11) meidet alles Überflüssige und stellt dem Leser das wesentliche, oben skizzierte Interpretationsziel klar vor Augen. Im Anschluss werden die analysierten Autoren zunächst jeweils in ihren geistesgeschichtlichen Kontext eingebunden: SCHLEIERMACHER in den Empfindsamkeitsdiskurs in Deutschland (12-15) mit den Vertretern STOLBERG und WIELAND, NATORP in die „Kantianische Wende in der Platoninterpretation“ (54-72) und JAEGER in die literaturwissenschaftliche Forschungsrichtung der

„Geistesgeschichte“ (120-125/28). Zu Schleiermacher finden sich zudem instruktive Hinweise zum Einfluss SCHLEGELS auf das große Projekt einer Platonübersetzung (15-22).

Ohne dies zu explizieren, geht F. bei den Textanalysen so vor, dass sie ausgewählte Partien der Primärtexte unter die Autoren verbindende Leitkategorien stellt, kommentiert und auswertet. Hierzu zählen u. a. das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Gefühl und Verstand, der Tugendbegriff. Sie konzentriert sich dabei auf die Auseinandersetzung mit den Primärtexten und verzichtet weitgehend auf eine Darstellung oder gar kritische Befragung der Forschung, die an der ein oder anderen Stelle doch durchaus wünschenswert wäre. Ich nenne als ein Beispiel die diskussionslose Kommentierung des „Parmenides“ (59). Diesem Wunsch steht, wie ausdrücklich konzediert sei, freilich der Gewinn an Dichte und Zügigkeit der Gesamtpräsentation gegenüber.

Ohne dem allzu großes Gewicht beizumessen, möchte ich noch auf einige problematische Punkte und kleinere Versehen aufmerksam machen.

Das Literaturverzeichnis (165-171) ist in Anbetracht der sehr breiten Textgrundlage vergleichsweise schmal. Begründet ist dies gewiss in der erwähnten primären Orientierung an Originaltexten. Dabei ist die Unterscheidung in „Quellen“ (165-166) und „Forschungsliteratur“ (167-171) für die Systematik nicht ganz unproblematisch. So findet man COHEN unter den Quellen aufgelistet, STOLBERG und WIELAND werden indes ebenso wie H. v. KLEIST der Forschungsliteratur zugeordnet. Der Modusgebrauch erlaubt nicht immer eine Entscheidung, ob F. eine wiedergegebene Position lediglich referiert oder diese inhaltlich teilt (zwei Beispiele: 59 zum „Parmenides“, 64 zur Verbindung von Psychologie und Logik im „Phaidon“). Die argumentative Verfügung der Gedanken wird mitunter nicht expliziert, ist gelegentlich etwas sprunghaft und demzufolge unklar (etwa 38, 54-55, 98). Nicht ganz glücklich scheint die Entscheidung, den Titel des Buches insgesamt zugleich einem Einzelkapitel zuzuweisen (Kapitel 3), zumal Natorp im Gegensatz zu Schleiermacher, an den übrigens kaum kritische Fragen gerichtet werden, an vielen Stellen auf entschiedene Ablehnung trifft. Nicht immer ersichtlich ist, warum Zitate z. T. drucktechnisch abgehoben, z. T. in Anführungs-

zeichen in den fortlaufenden Text integriert werden. Kleinere Fehler, die ja fast nie ganz zu vermeiden sind, haben sich eingeschlichen: Das Zitat S. 95 aus Natorp wird Anm. 182 fälschlich Platon, das Schleiermacherzitat auf S. 36-37 fälschlich Natorp (Anm. 113) zugeordnet; S. 68-69 erwartet der Leser einen Abschnitt aus Schleiermacher, doch folgt ein Zitat TRENDLENBURGS (Anm. 71); fehlendes Spatium findet sich S. 59 („Kants.Cohen“), zu weites S. 98 („κύκλος , ergeben“). Ein zumindest andeutender Ausblick auf die sich ergebende Frage, ob oder welche Bedeutung die gefundenen Erkenntnisse für die Platonlektüre haben, wäre interessant gewesen.

Die fragenden oder auch kritischen Hinweise wollen die Gesamtleistung durchaus nicht in Abrede stellen. F. ist es gelungen, drei wirkmächtige Wissenschaftler unter übergreifenden Fragestellungen zu einem der ganz Großen der Philosophiegeschichte, Platon, wie auch untereinander in Beziehung zu setzen und die erzielten Erkenntnisse klar zu konturieren. Ihre Arbeit macht – gerade in einer Zeit, in der Fragen von Bildung und Pädagogik ja auch zunehmend empiristisch und unter dem Aspekt des „*homo oeconomicus*“ diskutiert werden, – eindrucksvoll deutlich, dass eine solche Diskussion nicht sinnvoll zu führen ist, ohne sich des eigenen geistes- und wirkungsgeschichtlichen Horizontes zu vergewissern.

BURKHARD CHWALEK, Bingen

Hartmut Loos (Hrsg.): *Athlon. Festschrift für Hans-Joachim Glücklich. Deutscher Altphilologenverband. Landesverband Rheinland-Pfalz. Speyer: 2005. (Bezugsquelle: H. Loos, Gymnasium am Kaiserdom, 67346 Speyer). 222 S. EUR 15,- (ISBN 3-00-016177-5).*

Der Landesverband Rheinland-Pfalz im Deutschen Altphilologenverband unter Leitung von Herrn HARTMUT LOOS hat anlässlich der Pensionierung seines langjährigen Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. HANS-JOACHIM GLÜCKLICH, eine Festschrift mit dem Titel: *Athlon* herausgegeben. Hiermit wird ein sehr eifriger Vertreter der Alten Sprachen geehrt. Dazu schreibt GERHARD Fink in seiner Einleitung (9) folgendes: „*Athlon* – eine Ehrengabe, ein Kampfpfeis für Hans-Joachim Glücklich will diese Festschrift sein, statt eines bronzenen Dreifußes oder einer *palma nobilis*, der wie HORAZ sagt, *terrarum*

dominos evehit ad deos. Schließlich gehört der Jubilar, der in den wohlverdienten Ruhestand tritt, seit Jahrzehnten zu den engagiertesten und einfallsreichsten Verteidigern des altsprachlichen Unterrichts in Deutschland.“ In der Tat hat Hans-Joachim Glücklicherweise wesentliche Anregungen geliefert, die Fachdidaktik der Alten Sprachen voranzubringen. Er hat wie wenige andere einen wichtigen Beitrag geleistet, dass der Lateinunterricht modernisiert wurde. Insbesondere seine Methode der Texterschließung hat Hans-Joachim Glücklicherweise in zahlreichen Veröffentlichungen den Lateinlehrenden vorgestellt. Auch seine Schulausgaben und Lehrerhefte waren und sind maßstabsetzend. Dabei hat der Geehrte die gesamte *Latinitas* im Blick, von PLAUTUS (*Mostellaria*) bis ins Mittelalter. Er hat sich aber auch durch seine Verbandsarbeit für den Deutschen Altphilologenverband und auf europäischer Ebene als Präsident von EUROCLASSICA (1999-2003) bleibende Verdienste erworben.

Der Band umfasst 14 Beiträge, die sowohl klassische Themen beinhalten als auch der Rezeption Rechnung tragen. Den ersten Aufsatz liefert GERHARD FINK: „Festum geniale – Ovid und die Iden des März“ (11-18). RONALD SYME hatte beobachtet, dass die zentralen römischen Autoren der augusteischen Zeit über CAESAR und seinen Tod schweigen (*The Roman Revolution*, Oxford 1939, 317), mit Ausnahme von OVID. Jeder, der den „Tyrannenmord“ guthieß, musste mit dem Schlimmsten rechnen (vgl. das Schicksal von CREMUTIUS CORDUS, TACITUS, *Annales* IV 34,1). Ovid jedenfalls offeriert einmal in den *Metamorphosen* XV 746ff., dann in den *Fasti* III 532ff. seine beiden Sichtweisen der Vorgänge um den Tod Caesars. Während der Dichter in den *Metamorphosen* die Ermordung Caesars „mit so viel Theaterdonner untermalte“ (17), bietet er in den *Fasti* eine kurze Variante. Obwohl AUGUSTUS nach Finks Ansicht über den Tod seines Adoptivvaters nicht besonders traurig war, erlaubte ihm die Ermordung, missmutige Gegner zu beseitigen. Ein neuer Gott war in dieser Situation sehr hilfreich, daher „musste Caesar zum Gott gemacht werden“ (*Met.* XV 76 ... *deus faciendus erat*). Als Fazit ergibt sich für Fink: „Den Tag aber, an dem er diese Erde verließ, konnte man getrost – statt ihn zu vertrauern – bei Wein und Gesang kräftig feiern, als festum geni-

ale. So sah es zumindest Ovid; andere zogen das Weltuntergangsszenario vor“ (18).

Einem für die Schule gut erschlossenen Autor wie MARTIAL widmet sich KARL-HEINZ NIEMANN: „Lebensqualität, Ärztekritik und andere Themen. Ein Beitrag zur Martial-Lektüre in der Schule“ (19-32). Darin plädiert der Verfasser unter Rückgriff auf Vorstellungen Glücklichen für textorientierte Erschließungsmethoden, für die Rezeption der klassischen Autoren als „Mittel der Horizonterweiterung für Lehrer und Schüler“ (19) und für eine „kreative Auseinandersetzung mit antiken Themen und Stoffen“ (19). Wie auch bei anderen klassischen Dichtern lassen sich zahlreiche Texte für die unterrichtliche Arbeit finden, bei denen Form und Inhalt in idealer Weise aufeinander bezogen sind und eine Einheit darstellen. Niemand hat – auch zur Einführung in die Metrik – folgende Epigramme ausgewählt und interpretierend vorgestellt: 9, 27; 2,7; 5,58; 1,109, ebenso die bekannten Zweizeiler 1,47 und 8,74 mit ihrer beißenden Ärztekritik. Niemand verweist auch auf Texte von AUSONIUS (der allerdings aus Burdigala – nicht aus Burdigalia (23) stammt), etwa die Epigramme 77 und 79. Der Vergleich dieser Epigramme veranschaulicht interessante Entwicklungslinien dieses literarischen Genus. Der Verfasser des Beitrags schlägt vor, die Schüler originelle Überschriften zu den gelesenen Texten finden zu lassen und einen Titelwettbewerb durchzuführen. Dieser kreative Umgang mit antiken Texten kann auch darin bestehen, die Schüler aufzufordern, bildnerische Gestaltungen vorzunehmen. Dadurch kann eine Überwindung der historischen Distanz zwischen Gegenwart und Antike realisiert werden.

RAINER NICKEL widmet sich in seinem Beitrag dem Dichter HORAZ und sieht in den von ihm ausgewählten Texten Dokumente einer „Kultur subtiler Verweigerung“ (33-54). Nickel deutet das berühmte Bekenntnis *Odi profanum vulgus et arceo* (*carmen* 3,1) als Möglichkeit zu selbstbestimmter Kontaktverweigerung. In *carmen* 1,6 glaubt er eine Verweigerung des großen Herrscherlobes erkennen zu können (33f.), in *carmen* 4,8 und *carmen* 3,13 eine Verweigerung der Vergänglichkeit; ebenso verweigert Horaz nach Nickel weitere Bereiche, etwa: die Maßlosigkeit (*carmen* 2,10; Satire 1,1), das Großartige (Epistel 1,10, Epistel

1,16), die dogmatische Enge (Epistel 1,1; *carmen* 2,16; Satire 2,6), das große Publikum (*carmen* 3,1), schließlich den moralischen Verfall oder den Heroismus (*carmen* 3,2).

ANDREAS HENSEL plädiert in seinem Beitrag für die Behandlung grausiger Motive im Unterricht und stellt Abschnitte von LUCANS Pharsalia vor („Tabentes populi. Grausige Bilder des Krieges in Lucans ‚Pharsalia‘ und Gert Ledigs ‚Vergeltung‘“, 55-69). In der Tat existieren kaum Schulausgaben dieses bedeutenden nachvergilischen Epikers – ein Faktum, das Hensel beklagt. Die Fachdidaktik sollte allerdings genau prüfen, ob angesichts der wenigen Stunden, die zur Lektüre originaler lateinischer Dichtung verwendet werden können, ein Autor mit der gerade genannten Thematik in das Zentrum des Unterrichts gestellt werden soll. Hensel verweist zu Recht auf eine instruktive Studie von MANFRED FUHRMANN (Die Funktion grausiger und ekelhafter Motive in der lateinischen Dichtung. In: Die nicht mehr schönen Künste, Grenzphänomene des Ästhetischen. Poetik und Hermeneutik 3, 1968, 23-66), zu erinnern ist auch an die Texte des *Théâtre de la cruauté* eines ANTONIN ARTAUD – wenn man der Rezeption Rechnung tragen möchte.

JOHN BULWER untersucht in seinem aufschlussreichen Beitrag die Wirkung antiker klassischer Texte auf die englische Dichtung („English Poetry and Classics“ (71-78)) bis in unsere Zeit.

Einen recht amüsanten Beitrag liefert WERNER SUERBAUM: „Seen im Schatten Roms. *Commentarii* Caesars I., Papst Pius' II. und (III.) Plinius des Jüngeren (epist. 8,20) und anderer lateinischer Schriftsteller. Mit besonderer Berücksichtigung von Seen mit schwimmenden Inseln nebst darauf mit schwimmenden Kühen“ (79-103).

Ein schwieriges aber gleichwohl interessantes Thema stellt DORIS SUSANNE WERMUTH vor: „Erkenntnistheorie im Lateinunterricht: Augustinus' Traktat über die Zeit (*confessiones* XI 14-28)“ (105-122). Als Hilfe bei der Lektüre hat die Verfasserin ein Verzeichnis weniger häufig vorkommender lateinischer Vokabeln zusammengestellt, das schon deshalb nützlich ist, weil zur Zeit keine passende Schulausgabe des Abschnittes *conf. XI* 14-28 existiert. Als Aufhänger schlägt Wermuth die Lektüre des Zeit-Rätsels aus MICHAEL ENDES Buch ‚Momo‘ vor. Als weitere mögliche Einstiege

empfiehlt sie die Besprechung von TIZIANS Allegorie der Zeit oder DALIS zerfließende Uhren. Das vorgestellte Thema lässt sich fächerübergreifend mehr oder weniger komplex behandeln. Wermuth weist auch auf nützliche Sekundärliteratur hin; zu ergänzen wäre folgender Titel: KURT FLASCH, Augustin. Einführung in sein Denken. Stuttgart (Reclam) 1980, insb. 269-286.

Einen weiteren zentralen Autor der Spätantike stellt KURT SMOLAK vor und untersucht dessen Verdienste als Übersetzer: HIERONYMUS (123-132). Auf knappem Raum erfährt der Leser zahlreiche interessante Details über die Vorgehensweise des Kirchenvaters aus Dalmatien. Smolak berücksichtigt wichtige Publikationen zu Hieronymus, zu ergänzen ist lediglich das instruktive Buch von MICHAEL WISSEMAN, Schimpfworte in der Bibelübersetzung des Hieronymus. Heidelberg (Carl Winter Universitätsverlag) 1992. Bei Übersetzungsfragen empfiehlt der Rezensent auch die Lektüre folgender Bücher: ASTRID SEELE, Römische Übersetzer. Nöte, Freiheiten, Absichten. Verfahren des literarischen Übersetzens in der griechisch-römischen Antike. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1995 sowie JÖRN ALBRECHT, Literarische Übersetzung. Geschichte – Theorie – Kulturelle Wirkung. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1998.

Einen wichtigen Schulautor stellt JÜRGEN BLÄNSDORF in den Focus seiner Überlegungen: „Schwierigkeiten mit dem Glück. Seneca, *Epistulae morales* 23,60 und 74“ (133-155). In unserer schnelllebigen Zeit ist es durchaus sinnvoll, wenn sich die Schüler mit Fragen des Glücks befassen. Dazu können die ausgewählten Briefe gewinnbringend herangezogen werden, um grundsätzlich über dieses Thema nachzudenken.

FRANCISCO DE OLIVEIRA untersucht die Rezeption des griechischen Erbes in der portugiesischen Literatur von den Anfängen bis zur Renaissance („*Greek Heritage in Portugal. From the Origins till Renaissance*“ 157-166). Dem Leser wird ein informativer Einblick in die frühe portugiesische Literatur geboten. Die portugiesischen Textbeispiele werden jeweils mit einer englischen Übersetzung präsentiert. Zu Unrecht werde die Literatur im Westteil der iberischen Halbinsel häufig vernachlässigt. De Oliveiras Ausführungen beweisen, dass

griechisches Gedankengut in allen Teilen des Mittelmeerraumes wirkte, auch im fernen Westen.

FRITZ-HEINER MUTSCHLER und PETER WITZMANN analysieren in ihrem Aufsatz „Formen römischen Lebens im Spiegel der Grabinschriften“ (167-182). Die Autoren begründen den Einsatz von Grabinschriften aus fachdidaktischer Sicht und bieten eine Typologie der verschiedenen Arten dieses protoliterarischen Genus. Die vorgeschlagenen Texte lassen sich nicht nur inhaltlich auswerten, sondern auch unter sprachgeschichtlichen Aspekten. Die Lektüre der Grabinschriften erlaubt interessante Verbindungen zur Archäologie und antiken Sozialgeschichte, wobei immer auch ein Bezug zur Gegenwart hergestellt werden kann.

JOSEF RABL thematisiert einen Bereich, der zahlreiche Schüler motiviert, sich trotz aller Hindernisse mit dem Griechischen und Lateinischen auseinander zu setzen: Die Wettbewerbe. Rabl skizziert knapp und gehaltvoll wichtige Stationen der Erfolgsgeschichte des Wettbewerbs „Alte Sprachen“ in Rheinland-Pfalz (183-192). Die Unterrichtenden der Alten Sprachen in diesem Bundesland wissen jedenfalls genau, was sie dem Erfinder des Certamen Rheno-Palatinum, Dr. FRIEDRICH KUNTZ, zu verdanken haben.

FRIEDRICH MAIER widmet sich im vorletzten Beitrag des Bandes dem Thema Kreativität: „Antike Texte in neuem Gewande. Schüler und Schülerinnen profilieren sich als Hörspiel-Produzenten“ (193-202). Maiers Ausführungen belegen, dass Schüler zu kleineren und größeren Projekten gewonnen werden können und durchaus in der Lage sind, „in Text, Bild und/oder Ton“ (194) zu erstaunlichen Leistungen zu gelangen.

Den letzten Beitrag liefert ANDREAS FRITSCH: „Was heißt heute ‚lebendiges‘ Latein?“ (203-219). Jeder Lateinlehrende sollte diesen Aufsatz mit großer Aufmerksamkeit studieren, da er viele Facetten aufweist und entscheidende Argumente für die Wahl des Faches Latein liefert. Begriffe wie „tote“ Sprache, „lebendes“ und „lebendiges“ Latein, „natürliche“ Sprache, „Lateinsprechen“ usw. werden kompetent erläutert und voneinander abgegrenzt. Zahlreiche Hinweise auf einschlägige Literatur erlauben eine weitere vertiefte Beschäftigung mit einem so wichtigen Thema. Fritsch schließt mit folgenden Gedanken: „Wenn sich nun im Unterricht wenigstens gelegentlich ein freie-

rer, humorvoller, experimentierfreudiger, seiner Grenzen durchaus bewusster Gebrauch des Lateinischen zu einem eigenen situationsbezogenen Satz, einem kleinen ‚lebennahen‘ Dialog, einer aktuellen Erzählung erweitert, ist das nur umso besser und macht eine solche Unterrichtsphase nur umso ‚lebendiger‘!“ (219)

Den Band beschließt eine Übersicht über die Beiträge. Als Fazit ergibt sich, dass mit der Festschrift für Hans-Joachim Glücklich nicht nur ein herausragender Vertreter der Fachdidaktik der Alten Sprachen in gebührender Form geehrt wird, sondern dass den Lateinlehrenden ein von HARTMUT LOOS, RAINER RAUTHE und DORIS SUSANNE WERMUTH sehr sorgfältig betreutes und von CHRISTIANE BRODERSEN und BETTINA LOOS äußerst ansehnlich gestaltetes Buch an die Hand gegeben wird, das zahlreiche Leser verdient, nicht nur die Lehrer der Alten Sprachen, sondern alle an der Antike und ihrer Vermittlung und Rezeption Interessierten.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Friedrich Maier: „In unserem gemeinsamen Haus...“ Bausteine Europas. Kleine Schriften von Friedrich Maier, München – Bamberg (Oldenbourg, C.C. Buchner) 2005, 162 S., EUR 24,- (ISBN 3-486-00162-0 bzw. 3-7661-5688-8).

Dies Bändchen ist aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER erschienen und kann durchaus als *imago vitae* des Jubilars angesehen werden, insofern er in den acht hier versammelten Beiträgen zwei Leitthemen seines Schaffens durchdekliniert: die geistigen Grundlagen Europas und das Fortleben der Antike bis in die Gegenwart. Gilt in der freien Wirtschaft das Credo vom lebenslangen Lernen heute als Selbstverständlichkeit, so bildet Maier die avantgardistische Vorhut der Idee des lebenslangen Lehrens: Sämtliche Beiträge sind von ihm „als Vorlesungen im Rahmen des Seniorenstudiums an der Universität München von 2002 bis 2005 gehalten“ worden. Dem Charakter des *studium generale* entsprechend handelt es sich um umfassende historische bzw. kulturgeschichtliche Synthesen, deren Stärke darin liegt, perspektivische Schneisen durch die Wälder der Jahrtausende zu schlagen. Dass bei dieser Tätigkeit Mikroskop und Sezierschneidmesser als Instrumente meistens beiseitegelegt werden, ergibt sich zwangsläufig aus dem Streben nach

panoramischer Übersicht. Dem Fachmann und fleißigen Leser des Maierschen Schriftguts dürfte nicht alles unbekannt sein, was hier geboten wird; gleichwohl wird die Lektüre häufig durch interessante Durchblicke, geistreiche Kombinationen und überraschende Analogien belohnt.

So vermag Maier im ersten Beitrag „Den Menschenrechten auf der antik-christlichen Spur“ (9-24) schlüssig Kontinuitätslinien von der Antike über das Mittelalter bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Die Ambivalenz CICEROS zwischen der (aristotelisch geprägten) Herrschaftsapologetik in seinem Staatswerk einerseits und seinem Postulat der Gleichheit aller Menschen in den philosophischen Schriften andererseits spiegelt sich in der berühmten Auseinandersetzung zwischen dem indiofreundlichen Spanier LAS CASAS und seinem Gegenspieler SEPULVEDA in Valladolid 1550 wider: *fides*, die Wahrheit der Bibel, steht da gegen *ratio*, Realpolitik, Herrschaftspraxis der Antike. Dabei zeigt Maier anthropologische Konstanten wie den Gegensatz zwischen der ‚Logik der Macht‘ und der ‚Ethik der Schwäche‘ auf, aber auch die Dialektik im Fortlauf der Geschichte: Las Casas kann trotz seiner Niederlage als Wegbereiter der Menschenrechte angesehen werden, das einstmals von CAESAR seiner Freiheit beraubte Gallien wird rund 18 Jahrhunderte später zum Ausgangspunkt von *liberté, fraternité, égalité* werden. Der Beitrag „Er hat die Philosophie vom Himmel herabgeholt...“ (25-42) ergräbt die Wurzeln der Dichotomie von Natur- und Geisteswissenschaften, die in der Zwei-Kulturen-These C.P. SNOWS ihre prägnante Ausformulierung erhalten hat. SOKRATES und KOPERNIKUS seien als Antipoden aufzufassen insofern, als Sokrates durch sein Postulat der Ethik und Anthropozentrik die Naturwissenschaften für lange Zeit in ihrem Lauf blockiert habe, während Kopernikus durch seine Entdeckung des heliozentrischen Weltbildes den Menschen ins Abseits stellte und zum Katalysator für den rasanten Aufschwung der Naturwissenschaften wurde. Zum ersten Mal fassbar wird die Dichotomie der nomothetischen und ideographischen Wissenschaften bei FRANCIS BACON, der zwischen der *philosophia naturalis* und der *philosophia intellectualis* unterschied. Im Angesicht eines Rückschlags der durch den Menschen geknechteten Natur erinnert Maier mit HANS JONAS Schrift „Prinzip Verantwortung“ an den doppelten Auftrag des Menschen in der biblischen Genesis:

Beherrscher der Schöpfung und ihr Gärtner zugleich zu sein. Thematisch stimmig schließt sich daran der Aufsatz über den Sonnengesang von FRANZ VON ASSISI an, der 1992 von Papst JOHANNES PAUL II. zum Schutzpatron der Ökologie gemacht wurde. In diesem vorwiegend philologisch orientierten Beitrag (43-61) interpretiert Maier den Sonnengesang als „Gesang der Zukunft“, als in unsere Zeit hinüberklingende „Friedensbotschaft aus dem Mittelalter“, deren Aktualität er in zwei literarischen Zeugnissen (LUISE RINSER: „Bruder Feuer“ und NIKOS KAZANTZAKIS: „Mein Franz von Assisi“) aufzeigt.

Der Beitrag „Europa auf dem Weg nach Europa“ (62-82) beschäftigt sich angesichts der fortschreitenden Ausweitung Europas bei gleichzeitig wachsender Skepsis an diesem Prozess mit der Frage nach der Identität Europas, das sich anders als Afrika, Süd- und Nordamerika nicht über seine Küstenverläufe, also nicht geographisch, definieren kann. Europa ist vor allem eine geschichtlich gewachsene Idee, deren Hauptlinien Maier über den Weg von Griechenland über das Imperium Romanum und das Reich KARLS DES GROSSEN bis zur Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Türken nachzeichnet. Als eine Art Anhang erscheint der Abschnitt über „Europa als Symbolfigur“. Hier zeigt Maier den produktiven Umgang der bildenden Kunst mit dem Mythos von Europa und dem Stier von der Antike bis zu heutigen Zeitungszeichnungen auf.

Im Beitrag „Der Staat – ‚Ungeheuer‘ oder Liebesgemeinschaft“ (83-101) stellt Maier die einander widerstreitenden Vorstellungen von Staat gegenüber, wie sie sich als das *homo homini lupus*-Modell von THOMAS HOBBS' Leviathan und das *zoon politikon* / *homo homini amicus*-Modell eines ARISTOTELES/CICERO/THOMAS VON AQUIN gegenüberstehen. Maier lässt die Frage offen: „Begrift sich der Mensch von Natur als Freund, oder steckt in jedem von uns ein Wolf?“ (100). Auch der Rezensent weiß keine Antwort; erinnert sei aber an ARTHUR SCHOPENHAUERS lesenswerte Parabel von den Wildschweinen.

Der Beitrag „Demokratie am Anfang. Mühsam geboren - für lange Zeit verloren“ (102-119) geht aus von der historischen Wendemarke der Schlacht von Salamis, bei der ein Sieg der Perser die Ausbildung eines eigenständigen Kulturraums Europa und die Idee der Demokratie verhindert hätte.

Maier zeigt anhand der drei in den Biographien des CORNELIUS NEPOS behandelten Gestalten THEMISTOKLES, ALKIBIADES und THRASYBULOS Glanz und Elend der Demokratie auf, um zu guter Letzt WINSTON CHURCHILL salomonisch die Demokratie als „ziemlich schlechte Regierungsform, aber eben immer noch besser als alle anderen“ beurteilen zu lassen.

Der Beitrag „Redekunst als Waffe“ (120-144) ist ein Musterbeispiel gelungener Text-Bild-Kombination und in seiner kompakten Darstellung tatsächlich auch für die Hand des Schülers geeignet, wie es in der Einleitung einmal heißt. Maier geht von der griechischen Rhetorik eines PERIKLES und DEMOSTHENES aus, um in der Folge am Beispiel von CICEROS Verrinen bzw. der Catilinarie typische rhetorische Mittel wie Isolierung, Negativkonnotation und Dämonisierung des Gegners sowie das Erzeugen von Bipolarität herauszupräparieren. Vor diesem Hintergrund vermag Maier überzeugend das hier abgedruckte Bild von CESARE MACCARI „Catilina vor dem Senat“ als kongeniale Schöpfung des Malers zu erweisen. Fruchtbar durchgeführt, wenn auch als Idee nicht neu, ist der Blick auf das Fortleben der Rhetorik als Propaganda im Zweiten Weltkrieg, exemplifiziert an Redeausschnitten von CHURCHILL, HITLER und GOEBBELS. Der letzte Beitrag „Staatsschiff, Steuermann und Lotse. Vergewärtigung europäischer Staatskunst in Sprache und Bild“ (145-162) zeichnet die auch heute noch fruchtbare Metapher vom „Staatsschiff“ von ihrer literarischen Genese bei ALKAIOS und HORAZ über ihre mit dem Christentum beginnende Visualisierung bis in Karikaturen heutiger Zeit nach. Eine sich über dreieinhalb Seiten erstreckende *tabula gratulatoria* mit Namen von Weggefährten und Freunden des Jubilars beschließt die Festschrift.

Friedrich Maier ist es ohne Zweifel gelungen, heiße politische Eisen und brandaktuelle Themen wie die in der Tat „ungelöste Frage“ der Menschenrechte, den rechten Umgang mit der Natur, das Staats- und Politikverständnis, die Idee Europa und das Verhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften in ihrer historischen Tiefendimension auszuloten – allerdings wären vielleicht bei manchem Beitrag weniger optimistische Schlussfolgerungen angebracht gewesen. Nur ein stellvertretendes Beispiel: Wenn Maier S. 40 eine

Versöhnung der „zwei Kulturen“, „Generationen nach uns“ prophezeit, will man ihm mit ODO MARQUARDS Konzeption der kompensatorischen Funktion von Geisteswissenschaft im Hinterkopf gern zustimmen. Aktuell scheint es aber zumindest so, als ob Vertreter der Wirtschaft (und in ihrem Marketendertross viele Bildungspolitiker) etwas einäugig ein Überwiegen der Naturwissenschaften forderten und förderten. Die Tatsache, dass sich in manchem geisteswissenschaftlichen Kolleg mehr Senioren (nach einer oft naturwissenschaftlich vermittelten Karriere) denn junge Studenten tummeln (die es aus Broterwerbsgründen in die Fächer mit den harten Fakten zieht), werten manche Feuilletons bereits als augenfälliges Indiz der gesunkenen gesellschaftlichen Relevanz von Geisteswissenschaft. Sie droht nach dieser Lesart zu einem kulturellen Wahlangebot herabzusinken und erweckt damit den Eindruck, als sei das Wissen, das sie vermittelt, mindestens aufschiebbar, wenn nicht gar überflüssig. Möge Friedrich Maiers *Summa philologiae* anders als die eine letzte Herbstsüße einfahrenden Enzyklopädien der Spätantike nicht auf das Heraufziehen von *dark ages* hindeuten.

MIACHEL LOBE, Bamberg

Hermann Niedermayr / Florian Schaffenrath: Reisen in den Fernen Osten. Spätmittelalterliche Fernreiseberichte in lateinischer Sprache. Eine Auswahl – Texte – Übersetzungen und Kommentare. Sondernummer von LATEIN FORUM 55/56, 2005, 202 S. DIN A4. Hg. vom Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion, Institut für Klassische Philologie der Universität, Innsrain 52/1, 6020 Innsbruck. Zu beziehen von: innverlag + gatt. ISBN 3-9501975-1-6. Preis: 22,90 Euro.

Die beiden Autoren haben eine außerordentlich üppige Sammlung von lateinischen Texten zusammengestellt, in denen sich der Ferne Osten des späten Mittelalters in ganz neuen Dimensionen und Perspektiven präsentiert. In einer Zeit, in der China, die Mongolei und Indien in großen Reiseberichten (etwa von MARCO POLO) erschlossen und dem Westen erstmals durch authentische Schilderungen zugänglich gemacht worden sind, bediente man sich, um dafür europaweite Verbreitung zu gewährleisten, der lateinischen Sprache. Diese ist in Konstruktion und Satzbau einfach gehalten.

Die Texte sind deshalb im Ganzen leicht lesbar, eignen sich bereits in der Mittelstufe zur Lektüre und dürften, da sie fremde Sitten und zuweilen aufregende Vorgänge beschreiben, auf großes Interesse der Leser stoßen. Als Hilfe sind hilfreiche Kurzhinweise, ein reichhaltiger Sublinea-Kommentar und Schwarz-Weiß-Bilder geboten, in denen die Fremdartigkeit jener Welt auch visuell fassbar wird. Die Themen sind vielfältig und abwechslungsreich, so dass man ohne Weiteres eine passende, auf die Klasse zugeschnittene Auswahl treffen kann.

Da neuerdings im Lateinunterricht auch – wie von Eltern und Schülern erwartet – das Ziel verfolgt wird, durch das Kennenlernen des Fremden eine Sensibilität für andere Kulturräume zu wecken und damit in den jungen Menschen Toleranz für die darin beheimateten Menschen wachsen zu lassen, ist mit dieser Sammlung dafür ein willkommenes Angebot geschaffen. Solche Texte können auch Grundlage für fächerübergreifende Projektarbeit sein. Man sollte sich daher unbedingt ihrer bedienen. Die Autoren erleichtern durch beigefügte Übersetzungen der Texte und Angabe von weiterführender Literatur den Zugang zu diesem neuen Unterrichtsmaterial.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim

Hermann Krüssel (Hrsg.): Chronogramme – Vergessene Kunst in Aachen. Ausgewählte Chronogramme aus der Geschichte und Gegenwart Aachens mit Übersetzung und Erläuterungen, Aachen: Einhard Verlag 2005, 219 Seiten. EUR 9,90 (ISBN 3-936342-42-3).

Per definitionem ist ein Chronogramm „ein Satz in lateinischer Sprache, in dem hervorgehobene lateinische Großbuchstaben als Zahlzeichen gelesen die Jahreszahl eines bestimmten historischen Ereignisses ergeben. (...)“¹ – Das ist schon ein spannendes Rätsel in sich!

Zusammen mit Schüler/inne/n der zehnten Jahrgangsstufe seines Lateinkurses am Aachener Pius-Gymnasium bereitete HERMANN KRÜSSEL im Rahmen seiner Dissertation die Teilnahme mit diesem Thema am Bundeswettbewerb Fremdsprachen 2005 vor. Ein Jahr lang erkundete die genannte Gruppe Aachen und Umgebung auf der Suche nach noch vorhandenen Chronogrammen,

unternahm Exkursionen ins Bischöfliche Diözesanarchiv und die Stadtbibliothek Aachen sowie nach Kornelimünster. In mühevoller Kleinarbeit und Sammlertätigkeit gelang es den Schülerinnen und Schülern, durch ihre Forschungsarbeit eine nahezu vergessene Kunst, von der, wie es in der Veröffentlichung heißt, in Aachen selbst kaum noch etwas zu finden ist, zurück ins Licht der Öffentlichkeit zu holen und sogar durch eigene kreative Schöpfungen wieder neu zu beleben!

Lateinische Chronogramme (das älteste Aachener Chronogramm stammt aus dem Jahr 1596) finden sich anlässlich vielfältiger Ereignisse. So gibt es zum Beispiel umfangreiche Chronogramme nach einer verheerenden Feuersbrunst 1656 in Aachen, nach der Befreiung Wiens von den Türken 1711, der Hochzeit der Erzherzogin von Österreich MARIA THERESIA mit dem Herzog von Lothringen FRANZ STEPHAN 1736 oder auch anlässlich des Todes von Maria Theresia 1780. Ein interessantes Feld sowohl für Latinist/inn/en als auch für Historiker/innen und vielleicht auch Leute, die sich mit Mathematik beschäftigen, wie diese kleine Auswahl schon zeigt.

Der anfangs erwähnte Rätselcharakter fordert geradezu dazu auf, selbst mit zu knobeln, die Jahreszahl, die auf diese Weise dargestellt ist, zu errechnen und sich dabei ganz nebenbei mit Unterstützung der Bebilderung auf einen ungewohnten Zugang zur lateinischen Sprache einzulassen. Mehr noch: Aktuelle und von Schüler/inne/n selbst entworfene Chronogramme – sogar eigens für den Bundeswettbewerb Fremdsprachen 2005 –, die erfrischend knapp gehalten sind, ermuntern ungemein, es unbedingt auch einmal selbst zu versuchen, allein oder gern auch mit Lerngruppen, die bestimmt ihrerseits Freude an solch einer kreativen Auseinandersetzung mit Latein haben werden. Rätselspaß am laufenden Band!

Kein Wunder also auch, dass die Autorengruppe dafür mit dem Sonderpreis des DAV-NRW 2005 ausgezeichnet wurde.

1) „Chronogramm“ in: Meyers Großes Taschenlexikon, Bd. 4, Mannheim 1995, S. 282.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Steinhagen

Zur Lehrbuchdiskussion

Zu Felix & Co.

Mit Interesse habe ich die ebenso engagierte wie kurzweilige Diskussion im „Leserforum“ des Forum Classicum über die neuen Unterrichtswerke für den neuen bayerischen Lehrplan Latein verfolgt. Es ist gut zu sehen, dass die Schriftleitung der Zeitschrift einem für die Schulpraxis so elementaren Problemfeld entsprechenden Raum zugesteht. Im Leserforum des letzten Heftes (2/2005, 149ff.) ist allerdings ein Missgeschick unterlaufen, auf das ich Sie die Leser des Forum Classicum hinzuweisen bitte:

Im redaktionellen Vorspruch (S. 149) ist davon die Rede, dass sich die „die beiden folgenden [Beiträge] mit Felix“ befassen. Nun sind bei der Verlagsgemeinschaft C.C. BUCHNER – OLDENBOURG verschiedene Lehrwerksreihen entstanden, in deren Titel der Name *Felix* vorkommt: *Felix Ausgabe A*, *Felix Ausgabe B*, *Latein mit Felix*.

Während sich *Felix Ausgabe A* und *B* (ed. 1995ff. G9-Lehrpläne für L2) durchaus ähneln, geht *Latein mit Felix* auf eine grundsätzlich andere konzeptionelle Basis zurück (ed. 2003ff. G8-Lehrplan für L 1). Hinzu kommt, dass jeweils andere Herausgeber- und Autorentteams für diese Unterrichtswerksreihen verantwortlich zeichnen.

Insofern muss es zu Missverständnissen führen, wenn in der redaktionellen Klammer einerseits die Diskussion der „neuen Lateinbücher“ (S. 149) angekündigt wird, dann aber auf S. 156 ein Beitrag zum 1995 entstandenen *Felix Ausgabe A* neben Artikel zu *Latein mit Felix* gestellt wird.

BERND WEBER,
C.C. Buchners Verlag Bamberg,
Redaktion Alte Sprachen und Philosophie

Untersuchung zur Bebilderung des neuen Lehrwerkes „prima“ Bd. I

Nachdem mit professoraler Autorität und beckmesserischer Akribie in der letzten Nummer von FORUM CLASSICUM aufgelistet wurde, welche Fehler im neuen Lehrbuchwerk „*Auspicia*“ stecken, sei es erlaubt, auch einen kritischen Blick auf „*prima*“ zu werfen. Wir fühlen uns nicht berufen, nachzuprüfen, ob alle Wörter in der

richtigen Kapitelnfolge eingeführt sind, sondern wollen einen ganz anderen Aspekt der Lehrbuchgestaltung aufgreifen.

Hatten frühere Lehrwerke teilweise gänzlich auf eine Bebilderung verzichtet oder einfach einen Bildblock in die Mitte gestellt, müssen moderne lateinische Unterrichtswerke mit den Büchern moderner Fremdsprachen konkurrieren und sind daher entsprechend ausgiebig illustriert. Gleichzeitig kommt den Abbildungen ein wichtiger Informationspart zu, da ja in den Prüfungsaufgaben Fragen zur römischen Geschichte und Realienkunde verstärkt in Ansatz kommen. Daher dürfte es wohl unbestritten sein, dass die Informationen, die Schüler aus Abbildungen von antiken Objekten oder sonstigen Illustrationen samt ihren erläuternden Texten ziehen können und sollen, absolut korrekt sein müssen. Gerade auf diesem Gebiet weist das hochgepriesene Lehrwerk „*prima*“ elementare Fehler auf, die ihresgleichen suchen. An einigen wenigen Beispielen sei dies erläutert:

1. Wenn im Einleitungstext zum Kapitel 8 (Das große Fest) von einer Opferszene am Hausaltar die Rede ist, wird die Statuette eines *lar familiaris* abgebildet mit der Erläuterung: „Kleine Statue eines Laren, eines Hausgottes, wie sie in den Hausaltären aufbewahrt wurden. In der linken Hand trägt er eine Opferschale, auf die man frische Kräuter oder Blumen legen konnte. In der rechten Hand hält er ein Füllhorn als Zeichen des Glücks.“ (*prima* I S. 44) Abgesehen davon, dass Götterfiguren nicht aufbewahrt, also weggeschlossen, sondern zur Verehrung sichtbar aufgestellt werden, enthält diese kurze Passage bereits mehrere Fehlinformationen:

a. Der Lar hält kein Füllhorn in der Hand, sondern ein Trinkgefäß, ein Rhyton, möglicherweise sogar in Gestalt eines Fisches. Dies kann man an den zahlreichen Abbildungen von Laren in den archäologischen Fachpublikationen verifizieren oder auch im Kleinen Pauly oder einem anderen Antikenlexikon jederzeit nachlesen!

b. Im Durchschnitt haben die Götterfigürchen für den Hausaltar eine Größe von ca. 20 cm, d. h., die *Patera* in der Hand des Laren ist gerade

einmal so groß wie eine 2 Cent-Münze. Wie sollen darauf Opfertafeln Platz haben? Möglicherweise könnte man darauf gerade einmal den Kopf eines Gänseblümchens ablegen – ja, wenn er liegen bleiben würde, denn die Patera weist im allgemeinen und auch bei der abgebildeten Statue schräg nach unten!

c. Warum die Opferszene auf der gegenüberliegenden Seite dann einen Genius mit Füllhorn im Hausaltar zeigt, bleibt ebenso rätselhaft wie die Tatsache, dass der opfernde Senator sein Haupt nicht mit der Toga bedeckt hat, wie man es von antiken Opferszenen her kennt.

2. Im Kapitel „Vorbereitung eines großen Festes“ (S. 36) ist der Senator Marcus Aquilius Florus abgebildet, wie er, angetan mit einer Toga in einem undefinierbaren Gefäß rührt, um eine Speise zuzubereiten. Es sei dem Illustrator geraten, einmal „eingewickelt“ in eine Toga in einer Küche zu hantieren, ganz abgesehen davon, dass die Toga doch laut Definition Auftritten im öffentlichen Leben vorbehalten war und ein Senatsmitglied doch wohl kaum eigenhändig in der Küche hantiert hätte. Ich möchte die literarische Belegstelle kennen lernen, in der von einem Senatsmitglied die Rede ist, das sich als Koch betätigt!

3. Im gleichen Kapitel (S. 39) ist eine Straßenszene abgebildet, in der ein Käufer auf Gefäße eines scheinbaren Töpferladens weist. Abgesehen davon, dass der Käufer eine rote (!) Toga trägt – oder soll es nur ein Überwurf sein? Dann bitte detailgenau! – sind die Amphoren vor dem Laden knapp mannshoch bzw. reichen etwa bis zur Türoberkante. Wenn Amphoren Gefäße zum Transport (und zur Lagerung) von Flüssigkeiten sind, wären diese beiden Exemplare nie im Leben tragbar gewesen! In jedem größeren Museum sind Amphoren ausgestellt, so dass man sich über die Größe hätte informieren können!

4. Auf S. 72 (*Scipio contra Hannibalem*) wird eine Münze abgebildet, die laut Begleittext einen „Kriegselefanten“ darstellen soll. Zieht man die allseits bekannte Abbildung eines Kriegselefanten auf S. 69 zum Vergleich heran, wird man unschwer feststellen, dass der Elefant auf der Münzrückseite keinerlei Aufbau trägt – also ein ganz gewöhnlicher afrikanischer Elefant ist, der lediglich Macht, Kraft und Stärke symbolisiert.

Ob die Münzprägung tatsächlich aus Karthago selbst stammt oder aus Carthago Nova (Hispania), ist außerdem fraglich. Kampfelefanten kommen sonst eher auf indobaktrischen Münzen des 2. – 3 Jh. v. Chr. vor, in Rom später auf einem Sesterz des 1. Jh.

5. Bezeichnend sorglos ist man auch mit dem Bildmaterial auf S. 107 (Von Troja nach Rom) umgegangen. Zum einen ist die Abbildung des Äneas, der seinen Vater aus dem brennenden Troja trägt, keine „Illustration nach einem Kupferstich“, sondern der Ausschnitt aus einem Kupferstich, zum anderen wird der kleine Julius an seiner Seite überhaupt nicht erwähnt.

Besonders schwerwiegend ist die Fehlinterpretation der Münze, die angeblich darstellen soll, wie „Äneas einen Eid auf das Bündnis zwischen Trojanern und Latinern ablegt“. Nimmt man noch den Text des Werbeprospektes hinzu, der diese Seite ursprünglich wiedergegeben hatte, wo es hieß, „dass Äneas in Rom“ diesen Eid ablegte, wird das Ganze mehr als blamabel. Nicht nur, dass die angegebene Münzprägung „ROMA“ einfach als Ortsangabe interpretiert und die Szene auf Äneas übertragen wurde – als ob der jemals „Rom“ gesehen hätte! –, sondern auch, dass eine Schwurszene aus dem Bundesgenossenkrieg im Buch einfach mit Äneas in Verbindung gesetzt wurde. In der einschlägigen numismatischen Literatur lässt sich unschwer nachlesen, dass es sich um eine Schwurszene handelt, bei der zwei Soldaten mit ihrem Schwert auf ein Schwein weisen, das eine dritte, kniende Person hält – von Äneas kann also beileibe keine Rede sein (vgl. KENT/OVERBECK/STYLOW, Die römische Münze, S. 14, Taf. 7, Abb. 14 und CRAWFORD, Roman republican coinage I, 144, Taf. II, Abb. 28,1)!

Wenn „*Auspicia*“ der Vorwurf von Militarismus gemacht wird, dann sollte man sich einmal die aggressive Farbgebung der S. 107 von „*prima*“ ansehen. Dass eine Rekonstruktion des antiken Troja zwar abgebildet wird, Schüler wie Lehrer dann aber ohne jegliche Information gelassen werden, ist schon erstaunlich. Eine Abbildung ohne Erläuterung ist nutzlos!

6. Golden strahlt einem CAESAR auf S. 86 einer Münze, also wohl einem *Aureus*, entgegen, die zu Beginn des Jahres 44 in Umlauf kam, als

er den Titel eines „*dictator perpetuus*“ annahm. Befremdlicherweise lautet die Unterschrift: „Cäsar auf der Vorderseite eines Denars“, wo doch klar sein müsste, dass römische Denare aus Silber sind! Der Bearbeiter hätte nur im KANKELFITZ, Katalog römischer Münzen, der zur schulischen Handbibliothek gehören sollte und in dem diese Münze auf S. 48 abgebildet ist, zwei Seiten weiter blättern müssen, wo auf S. 50 unmissverständlich steht: „Goldmünzen mit Cäsars Porträt, die zu seinen Lebzeiten geprägt wurden, existieren bislang nicht.“ Es gibt zwar sehr seltene Aurei, aber mit völlig anderen Münzbildern!

7. Kehren wir zu den Eingangskapiteln von „*prima*“ zurück, in denen Wagenrennen im Circus Maximus thematisiert werden. Im Erläuterungstext heißt es auf S. 16: „Durch die Anzeige auf der *spina* kennt jeder den aktuellen Stand des Rennens. Auch Aulus zählt die Delphine mit, die bei jeder Runde umgekippt werden.“ Die zugehörige Rekonstruktionszeichnung auf der gleichen Seite zeigt zwar zwei Bauten mit Dach, die Rundenzähler gewesen sein könnten, doch von den Delphinen ist keine Spur! Im Gegenteil, das Szenenbild auf S. 17 zeigt just einen Rundenzähler mit 7 eiförmigen Gebilden, wie sie als Alternative häufig genannt und abgebildet werden. Hätte man diese Diskrepanz nicht wenigstens im Text bereinigen können?

Zur gleichen Thematik werden auf S. 19 ein „Siegreicher Wagenlenker – Römische Skulptur“ und eine „Rekonstruktion aus dem Circus von Barcelona“ wiedergegeben. Zwar zeigt der Ausschnitt einer Marmorfigur einen entsprechenden Kopfschutz, aber woran kann man erkennen, dass die betreffende Person gewonnen hat, außer durch die Schlussfolgerung, dass man für einen Verlierer keine Statue geschaffen hätte? Es ist schon mutig, den Lateinlehrern als erfahrenen Romkennern eine Figur als „römische Skulptur“ vorzusetzen, die unschwer als barocke Neuschöpfung in den Vatikanischen Museen identifiziert werden kann. Im Großen Polyglott Reiseführer von Rom steht dazu, dass die Figur, die in der *Sala della Biga* steht, „... ein Zweigespann (*Biga*) (ist), das FRANCESCO ANTONIO FRANZONI unter Verwendung antiker Fragmente aufgebaut hat. Antik sind nur der Wagenstuhl und ein Teil des rechten Pferdes“ (S. 323). Wäre die entsprechende Figur antik, so wäre

sie in der einschlägigen Literatur zu den antiken Spielen längst vielfach publiziert. Wenn das auf der S. 26 wiedergegebene Mosaik (*Piazza Armerina*, 1. H. 4. Jh. n.Chr.) mit Frauen bei der sportlichen Betätigung (nach anderer Interpretation spärlich bekleidete Damen bei einer aufreizenden Darbietung) korrekt als „römisch“ bezeichnet wird, ist also die Benennung des Wagenlenkers falsch, es sei denn, man will mit „römisch“ nur ausdrücken, dass die Figur in Rom steht – aber das wäre als nachträgliche Erklärung wohl weit hergeholt!

Bei der angeblichen Rekonstruktion aus dem Circus von Barcelona handelt es sich um eine stark verkleinerte Wiedergabe eines Mosaiks (vgl. HÖNLE/HENZE, Römische Amphitheater und Stadien, S.92). Im Falle einer Rekonstruktion müssten ja die deutlich erkennbaren Fehlstellen am linken Rand und in der Mitte ergänzt sein! Allerdings sind auf der *spina* in Barcelona sowohl die eiförmigen Rundenzähler als auch Delphine sichtbar.

Wenn am Ende des Abschnittes „die Karriere des Polynices mit der von Sportlern, die heute bekannt und berühmt sind“, verglichen werden soll, stehen Lehrer wie Schüler vor einem Rätsel, denn ein Vergleich wäre, abgesehen von der Zahl der Siege, nur möglich, wenn ein Warenkorb angegeben wäre, an Hand dessen die Siegesprämien in etwa in die Gegenwart umgerechnet werden könnten.

8. Im Kapitel „Wer hat Cäsia geraubt?“ auf S. 87 finden sich zwei altbekannte Darstellungen aus DAVID MACAULY, Eine Stadt wie Rom, die eine gepflasterte Fernstraße und eine innerstädtische Straße wiedergeben. Die Aufgabenstellung dazu lautet: „Gibt es in der Nähe eures Wohnortes Spuren aus der Römerzeit? Wo? Gibt es vielleicht noch Spuren von alten Römerstraßen?“ Da die Abbildungen suggerieren, dass römische Straßen – auch bei uns – so ausgesehen hätten, wird der Schüler völlig in die Irre geführt. „Überlandstraßen waren jedoch in Deutschland nicht mit Steinplatten gepflastert, wie man dies aus Italien von der berühmten *Via Appia* kennt. Vielmehr handelt es sich um reine Schotterstraßen mit einem soliden Unterbau“ (WANKMILLER, Straßenvermessung im Außerfern und Füssener Land nach römischer Art, Jahrbuch des Historischen Vereins „Alt Füssen“ 2004, 59ff.). Diese Erkenntnis ist keineswegs neu und sollte sich allmählich doch wohl auch in den

Lateinbüchern durchsetzen. Abgesehen von der Überlagerung des römischen Straßennetzes durch das moderne Fernwegesystem könnte der Schüler bestenfalls Materialgruben und kurze Straßendämme finden oder kennen.

9. Vergleicht man die Bildunterschriften miteinander, so fällt auf, dass einmal eine Datierung angegeben ist, das andere Mal nicht, dass einmal der Standort des Objektes genannt ist, beim nächsten Bild wiederum fehlt, so dass keinerlei Systematik erkennbar wird. Von jedem Schüler, der eine Facharbeit anfertigt, erwartet man, dass er derartige Formalien einhält – tut er es nicht, ist es qualitätsmindernd. Jeder Leser kann sich schnell in „prima“ überzeugen, dass die Angaben zu den Bildern völlig unterschiedlich sind, Lehrern wie Schülern wichtige Informationen vorenthalten und so eine intensivere Behandlung des Gegenstandes erschweren.

Welchen Sinn letztlich Doppelungen in der Motivauswahl haben – etwa der wirkliche Kriegselefant auf S. 69 und der vermeintliche auf S. 72, die Hannibal-Büste auf S.71 und eine (vermutliche) Hannibaldarstellung auf einer Münze S. 72, der sechsmal wiedergegebene Kopfschutz von Wagenlenkern auf S. 18 konkurriert mit dem „siegreichen Wagenlenker“ auf der gegenüber liegenden Seite, wobei das Bild als einzigen Aussageinhalt nur die Kopfbedeckung besitzt – bleibt unerfindlich. Diese Wiederholungen sollten zugunsten informativerer und thematisch vertiefender Bilder ausgetauscht werden.

Schließen wir den Band und erfreuen uns noch an dem Umschlag, der eine Altstadtzene wie aus einem Fremdenverkehrsprospekt zeigt! Eine enge Gasse mit schmalen einzelnen Häusern, teilweise wohl mit Dachgarten, aber sämtliche mit Balkonen, Blumenkästen, Sonnenrollos und wehenden Vorhängen, das ganze gekrönt von einer „Akropolis“. Wer so viel Wert auf die Durchnahme grammatikalischer Feinheiten legt, sollte doch auch die kulturgeschichtlichen Details beachten. Oder sollte das ganze nur eine Persiflage sein? Aber davon steht im Vorwort nichts!

Fassen wir zusammen und ziehen aus dem Geschilderten eine Schlussfolgerung:

1. Der Umgang mit informativem Bildmaterial bei „prima“ ist stellenweise grob fehlerhaft.

2. Ein hochkarätiges Autorenteam von Altphilologen, das für dieses Lehrwerk verantwortlich zeichnet, hätte wenigstens die gravierendsten Fehler erkennen müssen.
3. Die Genehmigungsbehörden für die lernmittelfreie Zulassung sollten in ihre Prüfung nicht nur philologische und didaktische Aspekte einbeziehen, sondern auch den visuell vermittelten Inhalt genauer unter die Lupe nehmen.
4. Letztlich wäre es wünschenswert, wenn bei der Ausbildung künftiger Altphilologen und in der Fortbildung der Lehrkräfte mehr Wert auf eine fundierte Sachkunde gelegt würde.

Für die Fachschaft Latein am Luitpold-Gymnasium Wasserburg a. Inn

StD FERDINAND STEFFAN M.A.

Zu drei lateinischen Kurzgrammatiken

1. Strehl, Linda: *Duden SMS (Schnell-Merk-System) Latein*. Mannheim / Berlin: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus / PAETEC 2004. [96 S. sowie Umschlagklappen] ISBN 3-411-70313-X (€ 5,95)

2. Granobs, Roland; Reinsbach, Jürgen: *Latein – Grammatik. (Pocket Teacher) 5., aktualisierte (!?) Auflage*. Berlin: Cornelsen 2005 (zuerst 1998). [144 S. sowie Umschlagklappen] ISBN 3-589-22103-8 (€ 6,95)

3. Krichbaumer, Maria: *Kompakt-Wissen Latein – Kurzgrammatik*. Freising: Stark 2004. [(VII, unpaginiert &)] 163 S.] ISBN 3-89449-684-3

Ein Markt dafür scheint da zu sein: Äußerlich überaus ähnlich erschienen 2004 zum Lateinischen das „Duden Schnell-Merk-System“ (SMS – !; bei mir: D) und in der Reihe „Kompakt-Wissen“ eine „Kurzgrammatik“ (K), die „Grammatik“ der Reihe „Pocket Teacher“ (P) erlebte 2005 bereits ihre fünfte Auflage (man erföhre gern konkrete Stückzahlen ...). Warum und inwiefern der real praktizierende Lehrer derlei kennen und haben sollte, möge im Folgenden deutlich werden.

Kurzgrammatiken sind – neben möglicherweise marktstrategischer Spekulation – eine Antwort auf offenkundig unzureichenden Unterricht (serfolg) und versprechen schnelle Hilfe in der Not; wer im schulischen Alltag gut mit- und vorankommt, kommt als Kunde kaum

in Betracht. Die bloße Existenz solcher Hilfsbücher ist eine grundsätzliche Anfrage an die Schulpraxis und kann dazu verführen, zahlreichen allgemeinen wie ungezählten Einzelfragen erneut oder überhaupt einmal nachzusinnen.

Die Sachfrage: Steht hier alles, was man braucht? (Was braucht man alles zur erfolgreichen Beschäftigung – übersetzen, verstehen, erschließen ... – mit dem Lateinischen? Was ist häufig – schwierig – wichtig? Und stimmt auch alles, was hier steht?) Die Frage der Vermittlung oder Methode: ‚Wie sag’ ich’s meinem Kinde?‘ (Wie organisiere – und präsentiere – ich hoch komplexe Sachverhalte? Um diese lernen, wiederholen, nachschlagen zu lassen – ?)

Bei nahezu identischem (Taschen-)Format (etwa DIN A6) umfasst D rund 100, P an die 150 und K sogar 170 Seiten, im Rückblick aber überwiegt der Eindruck, dass ein sehr einheitliches und weithin geschlossenes Pensum abgehandelt wird. (Man staunt allenfalls über die bei aller programmatischen Kürze ‚mitgeführten‘ Besonder- und Einzelheiten.)

Praktisch ergibt sich ein zweiteiliger Grundriss: Behandelt wird das allein stehende Wort, die Formenwelt nach Wortarten, und das Wort im Zusammenhang, die Satzlehre (mehr oder minder organisch integriert die Übergangsbereiche Kasuslehre und ‚Konstruktionen‘ mit Infinitiven, Partizipien etc.); im ersten Teil werden entsprechend vermehrt Tabellen und Übersichten geboten, im zweiten erhalten Erläuterungen und Beispiele stärkeres Gewicht. Punkte wie Wortbildung oder Textgrammatik finden kaum (noch bzw. schon) Berücksichtigung.

Als Aufhänger für eine kleine, unsystematische Stichprobe wähle ich die vier Begriffe Kongruenz, Konjugation, Konjunktion, Konjunktiv.

Zunächst: Finde ich, was ich suche? K bietet lediglich sechs Seiten „Inhalt“, P und D hingegen auch ein eigenes Stichwortverzeichnis; vielleicht setzt K – „vorwiegend für die Lektüre-Phase des Lateinunterrichts gedacht“ – hier mehr Vorwissen bzw. Findigkeit voraus als P und D, die sich an die Klassen 5 bis 10 wenden? (*n. b.*: Ist es wirklich einerlei, ob ich mich an Zehn- oder Sechzehnjährige wende?)

P erfasst – buchstäblich einseitig – Konjugation lediglich unter „Einteilung in Klassen“, Kon-

junktion mit dem Zusatz „koordinierend“, den Konjunktiv nur für den Aspekt „Übersetzung“, Ds „Stichwortfinder“ hingegen passt bei Kongruenz und Konjunktiv. (Für K ist ‚Kongruenz‘ bzw. ‚kongruent‘ meines Überflugs kein Thema bzw. – vgl. S. 11 und 114 – Begriff; gänzlich unbekannt scheint anbei das sog. Prädikativum!)

Dann: Was finde ich vor Ort? D und K definieren zunächst einmal (Zitate notfalls vereinfacht): „Die Formveränderung (Flexion) eines Verbs heißt Konjugation“ bzw. „Die Beugung eines Verbs nennt man Konjugation, den betreffenden Vorgang konjugieren“ (was ‚ein Verb beugen‘ meint, muss ggf. dem beistehenden „*emo, emis, ...* ich kaufe, du kaufst, ...“ entnommen werden).

Bei P hingegen ist beispielhaft zu erleben, in welche Schwierigkeiten man so geraten kann. Am angegebenen Ort (S. 33) heißt es zunächst: „Die Konjugation besteht aus zwei unterschiedlichen Systemen, dem Präsens- und dem Perfektsystem“ und wenige Zeilen später: „Das Präsenssystem weist fünf verschiedene Konjugationen auf“ – eine Konjugation bestünde also u. a. aus einem System, das verschiedene Konjugationen aufweist: wie bitte!? Drei Seiten zuvor ist zu Beginn des Großkapitels „Das Verb“ zu lesen: „Bei den Wortarten, die veränderlich (flektierbar) sind, den Nomina (...) und den Verben (→Konjugation), zeigen die Endungen an, welche Aufgabe das Wort im Zusammenhang hat“: Wohin führt der verweisende Pfeil? Auf der nächsten Seite (31) steht etwas von den „Personen sämtlicher Konjugationen (Indikativ und Konjunktiv“: Konjugation als Oberbegriff von Indikativ und Konjunktiv? Indikativ hat kein eigenes Stichwort – zu ihm (und dem Konjunktiv) fände man etwas auf Seite 113, Stichwort im Verzeichnis: „Modi im Hauptsatz“! Einige Zeilen weiter dann: „Auch für die Konjugation sind die Deklinationen von Bedeutung“ – wo sind wir? (Unter dem Stichwort ‚Konjunktion‘ wäre eine ähnlich verwirrende Irrfahrt ins Unabsehbar-Uferlose möglich.)

Zur Sicherheit: Es geht nicht um Besserwisseri und Kritikastertum, sondern um Problemanzeigen und Bewusstseinschärfung. Tun wir alles in unseren Kräften Stehende, um unsere ‚Kundschaft‘ bestmöglich zu bedienen? Anlage und Aufbau einer Grammatik (auch: der theore-

tische Hintergrund), grundsätzliche Orientierung (Inhaltsverzeichnis, Register) wie Binnenstrukturierung (Verweissystem; Layout, graphische Hervorhebung), der Gebrauch von Fachbegriffen, Adressatenbezug und ‚Handlungsorientierung‘ (was muss ich wissen resp. können? was verstehen? was ‚lediglich‘ erkennen? wovon mal gehört haben resp. wissen, wo ich’s [wieder]finde? ...) – all dies und anderes mehr muss nicht unbedingt breit und ausdrücklich diskutiert werden, will und sollte aber doch wohl bedacht sein, unumgänglichen Kompromissen und sog. Sachzwängen zum Trotz. (Ausgerechnet P, am Markt bewährt, hinterlässt diesbezüglich den nachlässigsten Eindruck, während D und K etwa bemerkenswert wenig Interesse an Syntax erkennen lassen.)

Inwieweit sind also Konjunktionen eine Frage der Grammatik (und nicht ‚des Lexikons‘): der Vollständigkeit halber im System der Wortarten, als merkwürdige ‚Leerstelle‘ bei den syntaktischen Funktionen, als wichtiger Baustein sog. Texterschließung (‚Konnektorenanalyse‘) – ?

Wie bodenständig-elementar(isiert) darf oder sollte es sein (im Blick auf den Hilfe suchenden, ‚schwächeren‘ Schüler)? „Kongruenz heißt keinesfalls, dass die Ausgänge der betreffenden Wörter immer gleich lauten“ (P 80) – ein solcher Hinweis schadet niemandem; gilt Ähnliches nicht auch für sonstige Faustregeln, Merkverse und Eselsbrücken?

Warum nicht auch einmal zum Kontrast die Kurzfassung zum Konjunktiv? „1. Konjunktiv formal (er)kennen; 2. Konjunktiv im Haupt- oder im Nebensatz? a) Im Nebensatz? Vergessen! b) Im Hauptsatz? Übersetzen!“ Oder die ‚Erklärung‘ der Modusfunktion(en): „Im Unterschied zum Indikativ – der Tatsachenbehauptung (sog. Wirklichkeit): ‚Es ist so‘ – eröffnet der Konjunktiv die Welt als Vorstellung (Möglichkeit): ‚Es könnte so sein‘. Was möglich ist (Potentialis), ist nicht selten auch wünschenswert (Optativ; ‚Besser wäre es anders‘); man fordert das Wünschenswerte (*quidquid agis, prudenter agas* oder *audiatur et altera pars*), das gleichwohl (zumindest: noch) keine Realität ist oder hat (Irrealis); möglich allerdings wäre es ja schon (s. o.!) ...“ So hätte man in einem kleinen Rundlauf (Schaubild?) die Aufgaben oder Anliegen des Konjunktivs abgeschritten, statt von nachträg-

lichen Etikettierungen und Klassifizierungen (Iussiv oder Adhortativ?) auszugehen.

Bei allem hier nur ganz knapp Angerissenen scheint es mir zudem wichtig zu bedenken, ob Grammatik überhaupt das zentrale Problem des Sprachunterrichts ist – oder nicht vielmehr die Vokabel(un)kenntnis: Wer mit dem Einzelwort keine oder ‚falsche‘ Vorstellungen verbindet, wird schwerlich erfolgreich Latein treiben; gibt es umgekehrt (statistisch relevant) den Schüler, der bei gutem bis vorzüglichem Wortschatz lediglich aufgrund mangelnder Grammatikkenntnisse scheitert? (Bei weitergehendem Interesse an inhaltlicher Auseinandersetzung – Grundsätzlichem wie Details – melde man sich bitte beim Verfasser, der gerne seine „Lose Bemerkungen zu ...“ allen drei Werken zur Diskussion stellt.)

Die hier in den Blick genommenen Kurzgrammatiken stehen sich nicht nur äußerlich sehr nahe, sondern auch und gerade im – weit- hin traditionell gehaltenen – Inneren; andere, grundsätzlich vergleichbare Werke setzen andere Schwerpunkte: Visualisierung (*video*. Anschauliche lateinische Grammatik), Vorbildcharakter (*Ordo*. Modellgrammatik Latein), Gehalt der Beispielsätze (*carpe viam*. Systematische Zitatengrammatik) ... Ein Lehrer sollte derlei kennen – im Blick auf die Sache und ihre Vermittlung, zur Selbstüberprüfung und um andern Auskunft geben zu können.

Welche? Es scheint letztlich egal, wozu man greift. Ein Verlagsredakteur ‚maildete‘ mir doch tatsächlich einmal über eine Lernerin, die (s)eine Grammatik selbständig (!) durchgearbeitet (!) habe und dabei in Latein tatsächlich besser geworden sei – dies offenbar die neuzeitlich-sonnige Variante des klassischen Gedankens, kein Buch sei so schlecht, dass sich daraus nicht(s) lernen ließe ...

Und deshalb sollte der Lehrer diese Bücher nicht nur kennen, sondern auch haben: um sie andern geben zu können – zum Reinschnuppern und Ausprobieren, womit der konkret Anfragende am besten zurecht- und weiterkommt. Denn Erfolg und Freude (Spaß?) derer, die sich – warum auch immer – einmal auf Latein eingelassen, dürfte auch uns zu (gern auch: verhaltene)r Freude gereichen und ist die beste Werbung für ‚unsere‘ Sache.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

T wie Texterschließung Mögliche Schwierigkeiten bei einer Lehrbuch-Übung

Texte erschließen, Text-Erschließung scheint ein wichtiges Stichwort in der didaktischen Theorie wie Praxis, das bis in die Diskussion um Latein als ein gerade auch sprachlich begründetes und orientiertes Fach oder als eine mehr oder minder sprachlose ‚Kulturkunde‘ ausstrahlt – Grund und Anlass genug, einmal „Mögliche Schritte bei der Erschließung eines Textes“ anhand einer Aufgabenstellung im Lehrbuch (hier: *Itinera*) sowie der Bemerkungen im Lehrerkommentar (*Itinerarium*, S.209-211) konkret zu prüfen: Wie mag es Schülern bei einer solchen Übung (er)gehen? (Eine Stellungnahme zur aktuellen Bildungspolitik – Stichwort: neue Lehrpläne – unterbleibt bei dieser Lehrbuchbetrachtung – man mag und möge sich sein Teil denken ...)

Zunächst der Text der Übung (Lektion 43, S.146): *Pompeius, iam cum intra vallum nostri versarentur, equum nactus detractis insignibus imperatoriis decumana porta se ex castris eiecit protinusque equo citato Larisam contendit. Neque ibi consistit, sed eadem celeritate paucos suos ex fuga nactus nocturno itinere non intermisso comitatu equitum XXX ad mare pervenit navemque frumentariam conscendit.* (aus: CAESAR, *Bellum civile* <sc. III 96, 3-4a>)

Unter der Überschrift „Voruntersuchungen“ (Hauptpunkt 1) werden vier Arbeitsaufträge gegeben: „1.1 Von welcher Person ist in dem Text die Rede?“ Die ‚Lösung‘ ist banal – der Textausschnitt enthält nur einen Personennamen; der Eigenname *Larisam* ist im entsprechenden Abschnitt des Begleitbandes (S.150-151) als Städtename ausgewiesen. Der Kommentar fragt zu Recht nach (dem): „Vorwissen der Schüler?“ Etwaige Vorkenntnisse würden freilich so oder so erst durch die Auseinandersetzung mit dem ‚Rest-Text‘ bestätigt oder in Frage gestellt.

„1.2 Suche Substantive, die in einen semantischen Zusammenhang gehören“: Die ‚Lösung‘ – „Es ergeben sich vor allem zwei Sachbereiche“ – ist weit eher dem Lesevokabular des Begleitbandes als dem Textbeispiel zu entnehmen, denn praktisch alle Wörter sind ganz oder zu (entscheidenden?) Teilen bis zu diesem Zeitpunkt unbe-

kannt: „a) *castra: vallum – insignia imperatoria – decumana porta*“ – lediglich *porta* ist in Lektion 11 zu lernen,¹ *imperatorius* wohl an ‚Bekanntes‘ anzuschließen,² aber wie soll der Schüler hier auf den Sachbereich ‚Lager‘ kommen (zumal das zentrale Wort *castra* im Begleitband fehlt – im Vocabularium des Textbuches ist es erst für Lektion 46 verzeichnet)? Und ist, wer zweitens ‚Pferd‘ oder ‚Begleitung von Reitern‘ gleich unter einem Stichwort ‚Flucht‘ zusammenbringt – „b) *fuga: equus (2) – celeritas – iter nocturnum – comitatus equitum*“ –, wirklich unbefangen an einen „völlig unbekanntem Text (daher keine deutsche Einführung in den Text)“ herangegangen? Auch hier ist das Vokabular (bis auf *iter* und *eques* aus Lektion 7 bzw. 6) weithin neu und nachzuschlagen.³

Der zentrale Begriff *fuga* ist keine Lernvokabel und erscheint offenbar erstmals in einer Übung zu Lektion 19 – T 1 auf Seite 59; das für eine ‚leichte‘ Herleitung benötigte ‚Grundwort‘ (und Lernvokabel: ‚fliehen, meiden‘) *fugere* wäre in einer der „Übungen, die nicht zum Pflichtstoff des Lehrgangs gehören“ – K 3 zu Lektion 4 (S. 17) mit der Wiedergabe ‚(ent-)schwinden‘ – kennen zu lernen, bevor es für rund vierzig Lektionen in der Versenkung (zumindest der Lesestücke) verschwindet (nach Auskunft der Wiederholungs-Kästen im Lernvokabular, denen man allerdings vielleicht auch nicht unbesehen trauen sollte). Selbst wenn man das hier tendenziös unterschlagene Auftauchen in Lektion 9 (Zeile 9 auf Seite 30) nachträgt:⁴ Ist es allzu pessimistisch und griesgrämig, *fugere* nicht zum aktuellen Wortbestand oder auch nur passiven Wort‚schatz‘ zu rechnen?⁵

Für wen ergeben sich hier vor allem zwei Sachbereiche? Könnte, ja müsste man die Aufgabe nicht eher so formulieren: ‚Suche aus den 64 Einträgen des Lesevokabulars zu den Übungsaufgaben der Lektion 43 Substantive, die man, wenn man wollte oder sollte, (ihrer Semantik nach) zusammenstellen kann‘ – ?

„1.3 Betrachte die Verben. Sie geben dir Aufschluss über die Art der Handlung.“ Der geneigte wie fleißige Schüler betrachtet: ‚sich aufhalten, sich bewegen in‘, ‚herausstürzen‘, ‚sich anstrengen, eilen, kämpfen, behaupten‘, ‚sich aufstellen, Halt machen, stehen bleiben‘, ‚hinkommen, (hin)gelangen‘,

,besteigen', unter Einschluss der Partizipien noch: ,bekommen, (durch Zufall) erlangen', ,herabziehen, abreißen', ,antreiben' (bzw. gleich: ,im Galopp'), nochmals ,bekommen, (durch Zufall) erlangen', ,unterbrechen' – was mag dabei in ihm vorgehen, was bei ihm ankommen? Wie berechtigt ist die Annahme, dass etwa *contendere* gleich ,richtig' (bei Ortsangabe) gedeutet oder *consistere* als negiert (*neque*) erfasst wird? Letzteres ist nicht unerheblich, sonst sähe man womöglich in *versari* und *consistere* gleich zwei ,Ruhepole' statt des ,richtigen': „Es dominiert der Eindruck einer eiligen Bewegung“ – auch für einen unbefangenen bzw. wenig vorbelasteten Schüler?

Die abschließende Frage: „1.4 Welches Thema kannst du aufgrund dieser Voruntersuchungen für den Text erschließen?“ – Antwort: „Eilige Flucht des Pompeius aus einem Lager, wohl in einer Schlacht, bis zum Meer auf ein Getreideschiff“ – wirft für die Praxis weitere Fragen auf: Kann der Schüler (der gute, der durchschnittliche, der weniger gute ...) aufgrund dieser Voruntersuchungen das Thema des Textes erschließen? Und in welchem Verhältnis stehen Aufwand und Ertrag dieser Vorarbeit? Diese Frage begleitet auch die folgenden Arbeitsaufträge, deren Problematik aber insgesamt etwas anders gelagert zu sein scheint.

Hauptpunkt 2 der Übung soll „Wege der Interpretation“ aufzeigen oder einüben. Gleich der erste Auftrag: „2.1 Stelle in einer Tabelle alle Informationen zusammen, die du über die Flucht des Pompeius erhältst“, befremdet ein wenig, wenn am Ende der Zusammenstellung jedes Wort Information enthält (nur *iam*, *sed* und das zweite *-que* werden davon ausgenommen, das erste *-que* eingeklammert) und offenkundig der ganze Text noch einmal abgeschrieben wird – trotz der Binnenscheidung in „a) Voraussetzung der Flucht“ (lediglich der *cum*-Satz ohne *iam*) und „b) Die Flucht“ (der Rest ohne *sed* und *-que*) fragt man sich: *cui bono*? Die abschließende Frage „Welche <sc. Informationen> sind zur Darstellung des Fluchtweges nötig, welche sind ,Beiwerk'?", führt als „c) Die ,reine' Flucht“ auf eine Art Satzgerippe oder -gerüst mit den Prädikaten und ihren Ergänzungen – ohne die (freien) Angaben zumal der Partizipialkonstruktionen: Dies mag die Themen-These ,Flucht' stützen, doch eine Unterscheidung

von ,nötigen Informationen' und ,Beiwerk' scheint nicht recht glücklich, wenn nicht zugleich deutlich gemacht wird, dass das scheinbar überflüssige Beiwerk durchaus, nur eben *a n d e r s* nötig! (Warum sollte man sich mit ernstlich unnötigem Beiwerk beschäftigen?)

Hier („2.2 Untersuche dieses ,Beiwerk' in semantischer Hinsicht“) setzt die nächste Teilaufgabe an und ein – allerdings suggeriert sie in bezeichnender Weise die erwarteten Ergebnisse (die doch erst erschlossen werden sollten): „Welche Wendungen vermitteln den Eindruck einer überstürzten Flucht, welche sind geeignet, das Ansehen des Pompeius zu schmälern?“ Hier könnte man geradezu über die Sache selbst streiten: Wann bitte und wie soll man denn fliehen, wenn der Umstand ,Der Gegner ist bereits im eigenen Lager' offenbar nur die Reaktion: ,Etwas überstürzt, die Flucht – ist sie nicht?' hervorruft? Oder sollte man wirklich auf der Flucht – bevor man in Sicherheit (wie und wo auch immer) – das Pferd auch mal entspannt traben lassen, ein Püschchen einlegen, den gesunden Nachtschlaf nicht vergessen – ?! Die herabsetzende Deutung von *porta decumana*: ,Der flieht durch die Hintertür!' wirkt in dieser Situation auf mich so wenig zwingend wie der Gesichtspunkt, ob der Oberbefehlshaber (für seine Flucht!) ein seiner würdiges Vehikel benutzt habe.

Nur am Rande sei noch einmal gefragt: Was weiß der Schüler von Pompeius und dem *imperator Romanus*? Oder vielleicht doch keine Randfrage – ? Am Ende heißt es nämlich (Punkt 2.3 wird nachgetragen): „2.4 Beschreibe zusammenfassend, welchen Eindruck von Pompeius Caesar zu vermitteln sucht“ – Erwartungshorizont: „Der ,große' Pompeius hat in der Stunde der Niederlage feige und unwürdig sein Heer und seine Anhänger im Stich gelassen, um in einer überstürzten Flucht sein nacktes Leben zu retten.“ Von der ,Größe' des Pompeius muss oder müsste man bereits vorher wissen – von ihr steht in dem „völlig unbekanntem Text“ genauso viel wie vom Im-Stich-lassen des Heeres (war vielleicht Pompeius der Letzte – oder der Erste? – im Lager?): kein Sterbenswörtchen. Caesar scheint ,deutungsoffen' zu schmähen und zu schmälern: Ein mir weiter unbekannter Mann namens Pompeius (offenbar der Feldherr: die Ehrenabzeichen!) erfasst in einer kriegerischen

Situation den Ernst der (Nieder-)Lage und rettet entschlossen und beherzt, was zu retten ist: sich selbst – das einzige wirklich ‚tendenziöse‘ Wort des Textes ist *nostris*; aber schließt dieses ein Wort eine ernsthafte und respektvolle Darstellung, ja Würdigung eines Gegners schon von vornherein aus?

Der abschließende Hauptpunkt 4: „Überlege, was Caesar bewogen haben mag, Pompeius in dieser Weise zu charakterisieren“, macht m. E. die ‚gut gemeinte‘ Überforderung augenfällig: „Die Herabsetzung des Pompeius diene sicher im Verbund mit der großzügig praktizierten ‚*Clementia Caesaris*‘ zur Beförderung der Akzeptanz des ‚Alleinherrschers‘ Caesar in Rom“ – was wird man realistischer Weise von einem Zehntklässler im zweiten Lateinjahr erwarten?

Nachzutragen ist Unterpunkt 2.3: „Welche syntaktischen Mittel verstärken die Wirkung der Schilderung?“ Ist mit ‚Wirkung‘ der gerade zuvor praktisch vorgegebene „Eindruck einer überstürzten Flucht“ usw. (s.o.) gemeint? An der ‚Lösung‘ wäre zu monieren, dass „a) Häufung von Partizipialkonstruktionen“ und „b)“ ein ‚unvermittelter isolierter Einsatz der 1. Pers. Pl.‘ keine syntaktischen Phänomene sind – das ist nicht unerheblich, wenn man Schülern diese Frage in dieser Form vorlegt! Den ‚Lösung‘stext des Lehrerkommentars bekommt der Schüler vermutlich nicht zu Gesicht: „Ein Hinweis auf das ‚*nostris*‘, also den unvermittelten isolierten Einsatz der 1. Pers. Pl., kann Caesars Manipulationskunst andeuten: die emotionale Einbindung des römischen Lesers macht Pompeius unterschwellig zum gemeinsamen ‚*Outlaw*‘“ – die Junktur ‚gemeinsamer *Outlaw*‘ ist geeignet, mich ein trübes Weilchen nachsinnen zu lassen (und dann abzuwinken) ... Fragen wir lieber doch noch einmal nach, welche Wirkung genau durch die Häufung von Partizipialkonstruktionen erzielt bzw. verstärkt wird: – ?

Im ‚Lösung‘steil des Kommentars wird leider keine Übersetzung geboten (Hauptpunkt 3) – nicht, weil ein Lateinlehrer im engeren rezeptiven Sinne auf diese angewiesen sein sollte, aber wenn eine Aufgabe (im Schülerband) mit „Versuche nun“ eingeleitet wird, gewinne ich den Eindruck, die „Voruntersuchungen“ und „Wege zur Interpretation“ seien (zumindest auch) Stationen und Etappen auf dem Weg zu dieser neuen

Anforderung: „Versuche nun eine Übersetzung nach deutschen Sprach- und Stilregeln“ – ist da ein konkreter Erwartungshorizont zu viel verlangt? Sicher ist Übersetzen eine hochkomplexe Angelegenheit, aber erwarten und verlangen wir nicht immer wieder von Schülern, dass sie eben dies (zumeist auch: schwarz auf weiß) leisten, ohne sich mit dem Hinweis auf den hochkomplexen Charakter ihrer Tätigkeit herauszureden?

Man wüsste gerne, in welchem Zeit- und Arbeitsrahmen diese ‚Schritte bei der Erschließung eines Textes‘ gegangen werden (sollen oder können); man wüsste gerne, ob der (hier von mir vermutete) Aufwand in einem angemessenen Verhältnis zum Ertrag steht – der seinerseits vielleicht doch etwas genauer bestimmt werden sollte als etwa ‚intensive Auseinandersetzung mit einem Text‘ (wozu diese Aufgabe[n] sicherlich sehr geeignet!); ich frage mich, ob Schüler einen Text gerne und mit anhaltendem Interesse erschließen, übersetzen und bedenken, bei dem sie für zwei Sätze mit rund einem halben Hundert Wörtern zumindest kurzfristig bald zwanzig Wörter unbekanntes Lesevokabular sinnstiftend wie sinnwährend parat haben und präsent halten müssen, ein gutes Dutzend davon allein beim ‚Einstieg‘ssatz;⁶ ich habe den dringenden Verdacht, dass ich eine entsprechende ‚Vorbereitung‘ wie für diese Übung zur Texterschließung nicht für ein ganzes Unterrichtswerk leisten kann (vielleicht, nach ein paar einschlägigen Probeläufen, auch: nicht will) – und dabei doch denke, kaum mehr als ‚ganz normal‘ – auch: weithin formal – meinen Unterricht vorbereitet zu haben: Es muss wohl nicht eigens ausgeführt werden, was alles in den bisherigen Ausführungen nicht eigens bedacht wurde.

Sicher kann man über Dinge so lange nachgrübeln, bis etwa der Spracherwerb oder das Erlernen der Schrift zu unfassbaren Geschehnissen und unergründlichen Lebensrätseln avancieren – die gleichwohl ebenso möglich wie real, ja alltäglich sind! Dennoch bleibt bei mir im Blick auf dieses Lateinbuch vor allem der Eindruck schier uferloser Überforderung zurück – wenn jemand damit zurecht kommt und die Schüler auf diesen ‚Wegen‘ gute Fortschritte machen: Umso erfreulicher!

Meine abschließende Überlegung und Frage ist vielleicht auch eine Art Selbstschutz: Unterrichten wir in erster Linie und vor allem (für) die ‚guten‘ Schüler, die mit keiner noch so ausgefüllten Didaktik und Methode kleinzukriegen sind? Oder (für) die ‚schlechten‘, die für uns – bei unterschiedlichen Formen und Graden von selbstsicherem Urteil oder Frustrationsakzeptanz – eben mehr oder minder ‚hoffnungslose Fälle‘ sind? Oder unterrichten wir nicht vielmehr vor allem und in erster Linie (für) die (womöglich: vielen – ?) Schülerinnen und Schüler ‚irgendwo dazwischen‘, die wir – vielleicht – für unsere Sache gewinnen (oder eben auch: verlieren) können?

Ist eine solche Überlegung auf die Qualität eines Schulbuches zu übertragen? Zeigt sich die Güte und der praktische Nährwert eines Unterrichtswerkes nicht gerade darin, dass möglichst viele – und ganz unterschiedliche – Lehrer(persönlichkeiten) damit gut und ertragreich arbeiten können, nicht nur die besonders engagierten oder begabten, sondern auch die weniger ambitionierten oder befähigten, die durchschnittlichen, die mehr oder weniger brav-biederer – ? An dieser Stelle wäre ein reger Austausch unter möglichst vielen Kolleginnen und Kollegen sehr zu wünschen – im eigenen Interesse wie in dem der Schülerinnen und Schüler, aber auch im Interesse der Sache, die wir vielleicht ja doch vermitteln wollen.

Anmerkungen:

- 1) Und gerade unter dem ‚bekanntem‘ *porta* wäre nachzuschauen, um etwas über das unbekanntes *decumana* zu finden – !
- 2) *imperator* in Lektion 20, *imperare* gerade neu in Lektion 43 (ohne Angabe im Begleitband bereits in Übung T 2 auf Seite 48 zu Lektion 16).
- 3) *nocturnus* findet sich nicht im Begleitband, sondern als Lese-(nicht: Lern-)Vokabel zu Lektion 4.
- 4) Kann die Stammformenreihe zu Lektion 36 (S. 216) guten Gewissens als ‚Wiederholung‘ gerechnet werden? n.b.: Wie / Wo erfährt der interessierte Schüler, dass diese Stammformen dort stehen?
- 5) Natürlich: Die Stütze durch die Lernvokabel *ef-fugere* seit Lektion 16 – erstmals in einer Übung (erneut T 2 auf Seite 48), wiederholt für – die allerdings fakultative – Lektion 34 (Zeile 16 auf Seite 105), und womöglich noch das eine oder andere, was ich nicht gesehen ...
- 6) Ob ein aufmerksamer Schüler wohl den Vorgriff auf *cum* mit dem Konjunktiv (erst [ab] Lektion 46!) bemerkt?

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

quidam revisited – Zur Hartnäckigkeit bestimmter Wortgleichungen

Den Ausschlag gibt die konkrete Unterrichtssituation: Wenn eine Schülerin zu Beginn der Erarbeitung von Lektion 21 nachfragt, was es denn mit *vir quidam* auf sich habe, und dabei ganz offenkundig die An- und Vorgabe des Vokabelheftes zu *quidam* (Lektion 8) „ein gewisser, ein bestimmter“ der Stein des Anstoßes, dann kann ein über dreißig Jahre alter Artikel unversehens neue Aktualität erlangen und zum Ausgangspunkt erneuten Nachdenkens werden.

1973 erschienen unter dem Titel „Quidam, quaedam, quoddam – ein gewisser?“ im Alt-sprachlichen Unterricht (Reihe XVI, Heft 2, 62-71; Erstveröffentlichung 1971) „Überlegungen zur Berechtigung einer Wortgleichung“; HEINRICH WINDMEIER fragte „anhand einiger typischer bzw. als typisch herausgestellter Beispiele aus dem Deutschen und dem Lateinischen“ „nach der inhaltlichen Wertigkeit des attributiv gebrauchten Indefinitums“ (p.63). Es scheint allerdings fraglich, ob Windmeiers ebendort vorsichtig als „einige <?> Vorschläge zur Lösung (wobei die Betonung auf ‚Vorschläge‘ liegt!)“ angekündigte und abschließend präsentierte ‚Funktionsdeutung‘ (p. 70f.) irgendjemandem wirklich weiterhilft: „9. *quidam, quaedam, quoddam* als attributiver Zusatz zu einem Substantiv (bzw. zu der Gruppe: Subst. + adjektiv. Attribut) hat den Charakter eines Signalwortes. Seine Funktion liegt darin, vom Leser oder Hörer erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber der im Substantiv (bzw. in der Gruppe: Subst. + Attribut) angelegten Qualität zu fordern. – 9.1. In dieser Deutung liegt eine zweifache Aufforderung: a) zu <sic> dauernden Überprüfung und Verifizierung; b) zur Auseinandersetzung mit der Frage, welche sprachlichen Mittel im Deutschen zur angemessenen Wiedergabe des Gemeinten zur Verfügung stehen.“¹

Für eine erneute Prüfung bietet sich das Lehrwerk „Latein drei“ von RAINER NICKEL an – als ‚Sitz im Leben‘ der eingangs geschilderten Unterrichtssituation und, weil das Lehrerheft zu Latein drei mit seiner „Übersetzung aller Lesestücke“ (S. 47-64) eine hochinteressante Vergleichsinstanz bereit stellt. Die Frage, was *quidam* eigentlich bedeutet und wie es angemessen wiedergegeben

werden kann, ist nicht müßig, denn „der sogenannte ‚Lektüreschock‘ wird ja auch dadurch verursacht, dass die Schülerinnen und Schüler ... nicht die passenden Bedeutungsangaben gelernt haben“.² Und wo WINDMEIER seinerzeit davon ausgegangen war, „daß die Wortgleichung *quidam* = ‚ein gewisser‘ grundsätzlich und tatsächlich nicht zutrifft“ (p. 63), (re)präsentiert NICKEL in seinen Lehrgangs-Übersetzungen eine (auch in der Systematischen Kurzgrammatik) deutlich abweichende Auffassung von Wortgleichungen bzw. angemessener Wiedergabe des Gemeinten.³

Zunächst seien alle ‚Belege‘ des Lehrgangs „Latein drei“ für *quidam* lateinisch und deutsch kurz dokumentiert:

(1a) *Quoniam pater filium suum militare voluit, eum ad magistratum quendam duxit:* „Da ja der Vater wollte, dass sein Sohn Kriegsdienst leistete, führte er ihn zu einem bestimmten Beamten“ (Lektion 8, erster Teil des Lesestücks, Zeile 22 – kurz: 8 A 22).

(1b) *Tamen magistratus servos quosdam, qui eum adiuvere solebant, iussit:* „Dennoch befahl der Beamte einigen (dazu bestimmten) Sklaven, die ihn zu unterstützen pflegten“ (8 A 29).

(2) *Inter eos, qui ludos gladiatorios in amphitheatro spectaverant, erat quidam rusticus:* „Unter denen, die die Gladiatorenspiele im Amphitheater gesehen hatten, war auch ein gewisser Bauer“ (10 A 3).

(3) *Mera homicidia sunt, ut ait philosophus quidam:* „Das ist doch nichts als Mord, wie ein gewisser Philosoph sagt“ (11 A 16).

(4a) *Vobis in balneo morantibus ego in taberna quadam nonnullas res emam, quas iam diu cupiebam:* „Solange ihr im Bad bleibt, werde ich in einem bestimmten Geschäft einige Sachen kaufen, die ich mir schon lange gewünscht habe“ (15 B 6).

(4b) *Subito Marco ea verba dicente homo quidam magna et clara voce clamavit:* „Als Marcus diese Worte sprach, rief plötzlich ein nicht näher bekannter (w.: ein gewisser) Mann mit lauter und klarer Stimme“ (15 B 17).

(5) *Nonnullos menses post⁴ casum oppidorum sub monte Vesuvio sitorum vir quidam in villam meam lente intravit:* „Einige Monate nach dem Untergang der Städte am Fuße des Vesuvs betrat

ein Unbekannter (w.: ein gewisser Mann) ganz langsam meine Villa <sc. des *quidam rusticus* aus Lektion 10!>“ (21 A 4).

(6a) *Memoria teneas, amice, Tiberio principe non modo quosdam auctores occisos et eorum scripta, quae complures annos antea [wie zu 4] Divo Augusto audiente recitata ac probata essent, combusta, sed etiam librariorum mortis poena affectos esse:* „Behalte bitte im Gedächtnis, Freund, dass unter dem Prinzipat des Tiberius nicht nur bestimmte Autoren umgebracht und deren Schriften, die einige Jahre zuvor in Gegenwart des Göttlichen Augustus (w.: als Augustus zuhörte) vorgelesen und anerkannt worden waren, verbrannt wurden, sondern auch die Verleger mit dem Tod bestraft wurden“ (27 A 6).

(6b) *Utinam tibi in mentem veniat librarium quendam, qui Brutum et Cassium ultimos fuisse Romanorum dixisset, statim capitis damnatum esse:* „Wenn dir doch in den Sinn käme, dass ein bestimmter Verleger, der gesagt hatte, dass Brutus und Cassius die letzten Römer gewesen seien, sofort mit dem Tode bestraft wurde“ (27 A 10).

(6c&d) *Domitianus Hermogenem quendam propter quasdam in historia figuras occidit librariis etiam, qui eam historiam transcripsissent, cruci fixis:* „Domitianus brachte einen gewissen Hermogenes wegen gewisser Wendungen in seinem Geschichtswerk um, nachdem auch die Verleger, die dieses Geschichtswerk abgeschrieben hatten, ans Kreuz geschlagen worden waren“ (27 A 15).

(7a) *Librum tuum singularem modo accepi atque statim ipse legi et amicis quibusdam ad legendum dedi:* „Dein einzigartiges Buch habe ich eben gerade bekommen, sofort selbst gelesen und einigen (gewissen) Freunden zum Lesen gegeben“ (30 A 9).

(7b) *At primum audire velim, utrum ipse in Germania superiore et inferiore fueris an ab aliis de illa gente aliena aliquid cognoveris, sicut quidam dicunt:* „Aber zuerst wollte ich erfahren, ob du selbst in dem oberen und dem unteren Germanien gewesen bist oder von anderen über jenen fremden Volksstamm informiert wurdest, wie gewisse Leute sagen“ (30 B 6).

(8) *Nam usu exigente et humanis necessitatibus gentes humanae quaedam (iura) sibi constituerunt:* „Denn als die Gewohnheit und die

Bedürfnisse des Daseins es erforderten, haben sich die menschlichen Völker bestimmte Rechte festgesetzt“ (31 B 22).

(9a) *Adulescens quidam Saxonicus* <Randangabe: „*adulescens Saxonicus* ein sächsischer Junge“!> *magnum copiam auri secum portans in terram Thuringorum pervenit*: „Ein bestimmter junger Mann aus Sachsen kommt mit einer großen Menge Gold (eine große Menge Gold mit sich tragend) in das Land der Thüringer“ (34 A 1).

(9b) *Cui aurum portanti quidam Thuringorum illam regionem incolentium occurrit*: „Als er das Gold (bei sich) trägt, begegnet ihm einer von den Thüringern, die jene Gegend bewohnen“ (34 A 3).

(10) *Discipulus quidam bipenni sua ceteris eam rem spectantibus et illum non retinentibus catulorum pedes amputavit*: „Ein bestimmter Schüler hackte mit seiner Doppelaxt die Füße der Jungen ab, wobei die übrigen diesem Vorgang zuschauten und jenen nicht zurückhielten“ (35 A 4).

Eingeführt wird *quidam* im Kontext einer ‚Musterungs-Szene‘ mit einer sonst für neues Lernvokabular unüblichen Randangabe: „*magistratus quidam* ein bestimmter Beamter“ – kann dies der unbefangene Schüler anders verstehen als: ‚zu dem dafür zuständigen Beamten?‘ Kann *quidam* so gebraucht werden?⁷

Als Gesichtspunkte zu den immerhin sieben Vorkommen lassen sich bemerken und festhalten: a. Die (bis auf 9b kongruente) Zuordnung zu allgemeinen Personenbezeichnungen – Personen, die zuvor nicht genannt wurden und neu in den jeweiligen Textzusammenhang eintreten; ein besonderer Fall ist 6c die Verbindung mit einem Eigennamen, die ‚Ausnahmen‘

von der Regel *taberna* (4a), *figuras* (6d) und *iura* (8). b. Die Nachstellung (bis auf 2, 6a und d – 8 und 9b laufen anders.). c. Der Numerus – überwiegend Singular (das immerhin halbe Dutzend Plural: 1b, 6a&d, 7a, 8 und allein stehend 7b). d. Die Wiedergabe mit 7x ‚bestimmt-‘ und 5x ‚gewiss-‘, die als ein- bzw. dreimaliger Klammer-Zusatz auch fast (bis auf 9b) alle anderen Fälle erfassen. Bei aller hier angedeuteten Komplexität überwiegt doch der Eindruck einer einheitlichen, in sich mehr oder minder geschlossenen (Haupt-?) Verwendung von *quidam*.

Ohne jeden Einzelfall nach Sprachgebrauch und Sprachgefühl eigens zu würdigen und ggf. zu problematisieren – obwohl doch der Unterrichtsalltag nicht zuletzt und gerade aus dem Umgang mit unzähligen solcher Einzelercheinungen und -fragen besteht (lebt? an&unter ihm leidet? stirbt?) –, stelle ich gleich meine Diagnose und gebe das ‚Rezept‘:

Die oben aufgeführten Übersetzungen spiegeln eine fast schon mechanistische Auffassung von Wortgleichungen, deren knappster Reflex das ‚erläuternde‘ (?) „w.“ wie „wörtlich“ ist; Ergebnis einer solchen Auffassung sind im Einzelfall sprachlich wie sachlich befremdliche – soll oder muss man sagen: falsche? – Wiedergaben. [8] *taberna quaedam* (4a) ist kein „bestimmtes Geschäft“, [9] sondern im Gegenteil ein unbestimmtes, ein nicht näher benanntes oder benennbares Geschäft, irgendein Laden – !

Allerdings geht es nicht um irgendwelche womöglich nur theoretische Möglichkeiten – irgendwelche Läden an sich und als solche –, sondern im (Rahmen eines) jeweiligen Kontext(es)

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

um durchaus konkrete, ‚reale‘ Geschäfte – woher einige Verwirrung in der Verwendung des Wörtchens ‚(un)bestimmt‘ herzurühren scheint: ‚Es war einmal ein Mann‘ meint durchaus jemanden Bestimmtes, nur spielt das hier so keine Rolle bzw. wird (wenn ich recht sehe und empfinde) nicht mit ‚Es war einmal ein bestimmter‘ oder gar ‚ein gewisser Mann‘ wiedergegeben.

quidam entspräche dann in etwa dem unbestimmten Artikel des Deutschen (als Kurzform und im Sinne von ‚irgendein‘), Funktion: ‚Einführung von Neuem (zumal Personen)‘ – erläuternder Zusatz: ‚wer oder was genau spielt hier (ggf.: noch!) keine Rolle‘ –, Lerngleichung: ‚ein‘ (im Plural verlegenheitshalber: ‚einige‘). Damit kommt man m. E. in allen Fällen des Lehrbuches ganz gut, soll heißen: sinngemäß, sinnwährend bzw. sinnstiftend, durch;¹⁰ und damit Schüler nicht schlechterdings den deutsch unvermeidlichen (‚unbestimmten‘) Artikel richtig ‚raten‘, ohne genau hinzusehen oder zu verstehen, kann man ja einen ausdrücklichen Zusatz wie „(lat. *quidam*)“ vereinbaren. Die Praxis der Wortgleichung (und Lernvokabel!) „ein gewisser, ein bestimmter“ kann schwerlich das letzte Wort sein – so wenig wie die (immer noch und immer wieder aktuelle, aber auch allzu allgemein-unverbindliche) Aufforderung zu steter Aufmerksamkeit und Auseinandersetzung mit den sprachlichen Sachverhalten!¹¹

Anmerkungen:

- 1) Trotz meiner Skepsis, ob es WINDMEIER wirklich gelungen ist, „Lösungen“ zu „erarbeiten, die sachgemäß und praktikabel zugleich sind“ (p. 69), sei sein kleiner Aufsatz ebenso aus- wie nachdrücklich empfohlen; bei Interesse am Text (Datei oder Ausdruck) stehe ich – wie für sonstigen Austausch und Weiteres – gerne zu Verfügung (*hmg.weitz@web.de* oder 07561/912336 oder postalisch).
- 2) So NICKEL im besagten Lehrerheft zu seinem Lehrbuch, S. 7.
- 3) In der Theorie liest sich das so verschieden nicht: Ergab sich für den einen als „methodische Konsequenz ..., daß die (wohl aus Gründen der Lernpraxis erfolgende) Festlegung auf eine einzige Übersetzungsbedeutung verfehlt ist, da sie der Weite dieser sprachlichen Erscheinung nicht entspricht, der Erweiterung der ‚sprachlichen Kompetenz‘ der Schüler geradezu im Wege steht“ (p. 66), hält der andere als „für die Entwicklung eines Sprachbewusstseins so wichtige Einsicht“ fest: „... ein lateinisches Wort besitzt keine

deutsche Bedeutung, seine Bedeutung wird allenfalls mit einer deutschen Bedeutungsangabe paraphrasiert. Den Lernenden sollte deutlich sein, dass lateinisch-deutsche Wortgleichungen (Äquivalente) selten sind.“ (Lehrerheft S. 7)

- 4) Der Akkusativ *menses* scheint laut Schulgrammatik bzw. klassischem Sprachgebrauch bei Caesar und Cicero ungewöhnlich; vgl. (unter dem Stichwort ‚*Ablativus mensurae*‘) Burkard-SCHAUER § 380,3 bzw. 2 mit Anm. [In der 3. Auflage von 2005 steht nunmehr *nonnullis mensibus* bzw. *compluribus annis antea*.]
- 5) Tacitus berichtet (ann. IV 34-35) von einer in dieser Form neuartigen Anklage (*novo ac tunc primum audito crimine*) gegen den Historiker CREMUTIUS CORDUS, *quod editis annalibus laudatoque M. Bruto C. Cassium Romanorum ultimum dixisset*; nach einer Verteidigungsrede vor Kaiser und Senatoren wählte der Angeklagte (*relinquendae vitae certus*) den Freitod (*vitam abstinentia finivit*).
- 6) Cf. Sueton, Dom. 10: *item Hermogenem Tarsensem <sc. occidit> propter quasdam in historia figuras, librariis etiam, qui eam descriperant, cruci fixis*; die Wiedergabe „Verleger“ für *librariis* (getreu der Randangabe zu 26 A 7 bzw. B 1) dürfte in diesem Zusammenhang (Numerus!) kaum zu halten sein.
- 7) Der ‚Basistext‘ dieser Lektion, die Acta Maximiliani – anachronistisch in die Zeit des Domitian (vor)verlagert, wie bereits FC 4/2000, S. 295 bemerkt –, hilft hier nicht weiter: *quidam* kommt im (für Lehrbuchzwecke ohnehin stark bearbeiteten) Original nicht vor.
- 8) Dazu gehört offenbar – aus traditioneller (Korrektur-)Praxis? –, dass jedem Wort der lateinischen Vorlage eine bestimmte (gewisse?) Wiedergabe im Deutschen zu entsprechen habe – was aber entspricht lateinisch *quidam*? Bei dieser Diagnose ist der Verzicht auf eingehende Darstellung und Argumentation nachgerade fahrlässig – ich baue auf Diskussionsbereitschaft und kritische Rückfragen aller Interessierten bzw. die Evidenz des vorgelegten Materials (dazu auch sogleich unter Anm. 10).
- 9) Randangabe im Schülerband zu 15 A 20: „Gastwirtschaft“ – !
- 10) Diese Bestimmung wäre an originalen Texten zu prüfen; für einen ersten Zugriff sei auf HERMANN MENGES Repetitorium (274,4) und § 92 des BURKARD-SCHAUER (des irreführend so genannten ‚Neuen Menges‘) bzw. meinen kleinen Anhang verwiesen.
- 11) Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Heft 2 des Altsprachlichen Unterrichts des Jahrgangs 1973 mit einem (dem – ?) kleinen Beitrag eines gewissen Rainer Nickel aus – seinerzeit – Kiel beschlossen wird ...

Kleiner Anhang zur Wortgleichung „*quidam* = ein gewisser, ein bestimmter; (Pl.) einige, manche“

Ohne großen Anspruch und theoretischen Unterbau sei etwas Vergleichs-Material vorgelegt – zur sachbezogenen Erhellung und Erhebung: Möge es für sich sprechen!

Bei CAESAR findet sich (civ. 3,66,7): *mutato consilio quibusdam de causis, quas commemorari necesse non est* – man vergleiche deutsch: „... aus a) gewissen b) bestimmten c) einigen d) mancherlei e) verschiedenen f) – Gründen, die (sc. ausdrücklich) anzuführen hier nicht nötig ...“

civ. 2,38,1 gibt es Informationen (*audit*) *ex perfugis quibusdam oppidanis*: „von gewissen / bestimmten / einigen / – Überläufern aus der Stadt“;

civ. 3,42,1 schützt ein (gewisser / bestimmter) Ort Schiffe *a quibusdam ... ventis*: „vor gewissen / bestimmten / einigen / manchen Winden // dem Wind“

in gewisser – bestimmter – einiger – mancher(lei) Hinsicht; in gewisser – bestimmter Weise

Am Ende stehen a) Vorschläge b) einige Vorschläge c) manche Vorschläge d) irgendwelche Vorschläge e) ein paar Vorschläge zur Lösung. (H. WINDMEIER)

Jedermann im Dorfe kannte a) einen gewissen Mann, b) einen bestimmten Mann, c) jemanden, d) irgendeinen, e) einen, der sich Böck benannte. (W. BUSCH)

In a) gewissen b) bestimmten c) einigen d) manchen Sprachen ist das, was hier erreicht ist, nicht einmal zu wollen. (F. NIETZSCHE)

Es war da in den mittleren Klassen ein ehemaliger Prediger, der im Lateinischen unterrichtete, a) ein Pastor Hirte, b) ein gewisser Pastor Hirte, c) ein bestimmter Pastor Hirte, d) ein Pastor namens Hirte, e) jemand mit dem Namen Hirte, f) und auf den Namen Hirte hörte, ein langer Herr mit braunem Backenbart und munteren Augen, dessen Lebensglück geradezu in dieser Übereinstimmung seines Namens mit seinem Titel bestand, und der nicht oft genug die Vokabel *pastor* sich übersetzen lassen konnte. (TH. MANN)

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Varia

Vorprogrammieren

Immer häufiger begegnen auf Griechisches oder Lateinisches zurückgehende Prägungen wie *vorprogrammieren*, *aufoktroyieren* usw. In der Zeitschrift „Deutsche Sprachwelt“ 21 (2005) wird erwogen, dass bei der „verdoppelnden Wiederholung des lateinischen oder griechischen Präfixes“ in deutscher Sprache (*vor-*, *pro-*) ein „Impuls zur Eindeutschung, zur Vermeidung von Fremdwörtern“ vorliegt. Das kann jedoch um so weniger der Fall sein, als die fremden Wörter eben nicht „vermieden“ werden. Wieso soll eigentlich in *aufoktroyieren* ein „lateinisches oder griechisches Präfix“ stecken? Übrigens sind solche Verben – mir sind bisher etwa 40 bekannt: *zusammenaddieren* < *addieren* und *zusammenzählen* etc. – zuweilen durch andere Sprachen vermittelt wie *oktroyieren* < lat. *auctor(iz)are* durch das Französische. Meist tritt vor diese Verben eine Vorsilbe, die aus einem deutschen Verb stammt, das mit dem entsprechenden fremden synonym ist¹ (soweit Lexeme überhaupt bedeutungs- bzw. verwendungsgleich sein können): Früher sagte man *oktroyieren* = „(jmdm. etwas) aufdrängen, -nötigen, -zwingen“ (in diesen deutschen Verben ist das Präfix unentbehrlich; „jmdm. etwas drängen“ kann man nicht sagen); von da kam es unbewusst – auf Grund einer ‚Verwechslung‘, der Kreuzung des für den Durchschnittsprecher „unmotivier-

ten“, etymologisch undurchsichtigen Fremdworts mit seinem deutschen Synonym – oder bewusst – zum Zweck der Ausdrucksverstärkung – zu *aufoktroyieren*, und fast nur dieses wird heute noch benutzt. Interessant wäre die Geschichte solcher Bildungen, soweit sie überhaupt registriert, das heißt aufgefallen und in Wörterbüchern verzeichnet worden sind. Derartige Ausdrucksverstärkungen gibt es auch bei Substantiven: *Protagonist* wird unter dem Einfluss von *Hauptdarsteller* häufig zu *Hauptprotagonist*, *Glosse* dank *Randbemerkung* zu *Randglosse* (ein Wort, das insofern sinnvoll ist, als wir ja auch *Interlinearglosse* kennen); vgl. *Gesamtpanorama* usw. Neben der Voran-Setzung innerhalb eines Wortes existieren Wortgruppen, in denen Adjektive diese Funktion übernehmen: *zoologischer Tiergarten*, *nostalgische Sehnsucht*, *erster Prototyp* etc. Also muss, falls unpräfigiertes *oktroyieren* noch in Wörterbücher aufgenommen wird, unbedingt auch *aufoktroyieren* verzeichnet sein. Das vorzügliche „Große (Duden-) Fremdwörterbuch“ (3., überarb. Aufl. 2004) hat beides; neckischerweise erklärt es *oktroyieren* mit „aufdrängen, aufzwingen, aufoktroyieren“! Es hat aber nur *minieren*, nicht *unterminieren*, wo die Entwicklung analog verlief: *minieren* wird unter dem Einfluss von *untergraben*, *-höhlen* zu *unterminieren*. Hier wie gelegentlich sonst tritt Bedeutungs-differenzierung ein: *minieren* wird

heute, wenn überhaupt noch, durchweg nur in eigentlicher Bedeutung benutzt (unterirdische Gänge anlegen), *unterminieren* lediglich in übertragener Bedeutung (Widerstandskraft *unterminieren*). Auf andere neueste Wörterbücher kann ich hier nicht eingehen².

Jede Latein- und Griechischstunde sei, zumal in Zeiten der Pisa-Studien, auch eine Deutschstunde, jede Deutschstunde zumindest in altsprachlichen Gymnasien auch eine Latein- bzw. Griechischstunde!

Anmerkungen:

- 1) Das ist nicht der Fall bei *auseinanderdividieren*, zu dem es nur das unpräfigierte deutsche Synonym *teilen* gibt. Vielleicht stammt das Präverb in *bezirzen* (unpräfigiertes *zirzen* existiert nicht) aus *bezaubern*, *betören*.
- 2) Auch unter anderen Aspekten sei ausdrücklich hingewiesen auf: Duden-„Fremdwörterbuch“⁸ (2005), Rechtschreibungsduden²³ (2004), Duden-„Deutsches Universalwörterbuch“⁴⁵ (2003), Duden-„Bedeutungswörterbuch“⁴³ (2002); Wörterbücher, die sich speziell an Nichtmuttersprachler wenden, und Synonymwörterbücher (auch hierfür sind Werke aus dem Duden-Verlag wichtig) bieten in der Regel aus einleuchtenden Gründen weniger einschlägige Wörter.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Papst Benedikt XVI. zum Wert des Lateinischen

Papst BENEDIKT XVI. hat am 28. November 2005 Teilnehmer und Organisatoren des Lateinwettbewerbs *Certamen Vaticanum* in Audienz empfangen, wie Radio Vatikan berichtete. In seiner lateinischen Ansprache erzählte der Papst, er habe schon als Kind die Sprache der Römer gelernt, und auch später sei Latein immer gegenwärtig gewesen; bei der Beschäftigung mit der Theologie genauso wie in seinem „langen Dienst beim Apostolischen Stuhl“: „Deshalb freut es mich, heute auf dem Stuhl Petri diese lateinische Sprache zu verwenden, um die Vermittler und Zeugen dieser großen Autorität, die ihr seid, herzlich zu grüßen. In Latein, das für mich so etwas wie die Haussprache ist, empfangen die

Sieger und Organisatoren des berühmten *Certamen Vaticanum*. Außerdem will ich vor allen euch ermuntern und anspornen, dass ihr unsere lateinische Literatur, sei sie nun antik oder modern, weltlich oder geistlich, nicht nur mit ehrendem Eifer bewahrt, sondern sie auch mit neuen Ideen lehrt und sie vornehmlich den jungen Menschen nahe bringt.“

Unter der Adresse <http://www.kath.net/detail.php?id=12160> (Katholische Nachrichten) findet man die lateinische Ansprache des Papstes im Internet: *Notissimum omnino vobis in primis est atque omnibus ubique intuentibus Nostrum sermonis Latini studium, a prima aetate Nostra comprobatum. Usus autem linguae Latinae Nostra in vita cotidianus fere, immo perpetuus adhuc fuit – tum in theologiae studiis, tum in Apostolicae Sedis longinquo ministerio. Hac de causa perplacet Nobis iam in Petri Cathedra eandem hodie adhibere linguam Latinam ut tantae auctoritatis interpretes ac testes, quales estis vos, familiariter consalutemus, ut celeberrimi Certaminis Vaticani victores atque curatores veluti domestico Nostro idiomate Latino recipiamus, ut pro viribus cohortemur incitemusque vos ante omnes ad litteras nostras Latinas, tam antiquas quam recentiores, tam saeculares quam sacras, omni cultu ac fervore non tantum adservandas, verum etiam novis rationibus docendas et inter iuniores potissimum propagandas.*

Officium hoc ad Opus Fundatum „Latinitas“ tamquam ad exemplum curarum et sollicitudinum Ecclesiae de illo sermone spectat. Vestrum nempe erit adiuvere Nos ut linguae Latinae consuetudinem in Ecclesia corroboremus atque in ritibus et disciplinis ecclesiasticis inculcemus, ne infiniti eorum monumentorum thesauri pereant neve huius instrumenti praestantissimi usus evanescat. Aderit semper Latinitatis ubique cultoribus, sicut vobis, favor perpetuus Noster, animus propensus et supernum pariter Dei lumen, quod per Apostolicam Nostram Benedictionem amanter vobis vestrisque impertitam Nos fidentes devocamus.

A.F.

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkhard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Malte D e n k e r t , Geibelallee 4, 24116 Kiel

Dr. Michael L o b e , StR am Melanchthon-Gymnasium Nürnberg, priv.:

Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg

Cornelia L ü t k e B ö r d i n g , Teplitzer Str. 20, 33803 Steinhagen

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim

Dr. Irene P o l k e , Tischbeinstr. 89, 34121 Kassel

Ferdinand S t e f f a n , StD, MA, Luitpold-Gymnasium, Salzburger Str. 11, 83512 Wasserburg am Inn

Friedemann W e i t z , Hochvogelstraße 7, 88299 Leutkirch im Allgäu

Michael W e n z e l , OStR, Seminarlehrer, Jesuitengasse 4, 86316 Friedberg (b. Augsburg),

E-Mail: *michwenzel@web.de*

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

Dr. Michael W i s s e m a n n , Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von EUR 10,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: *ruediger.hobohm@altmuehlnet.de*. Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.ruediger-hobohm.de*. Beachten Sie auch die Hinweise auf den Homepages des Verbandes: *http://www.altphilologenverband.de* und dieser Zeitschrift: *http://www.forum-classicum.de*.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

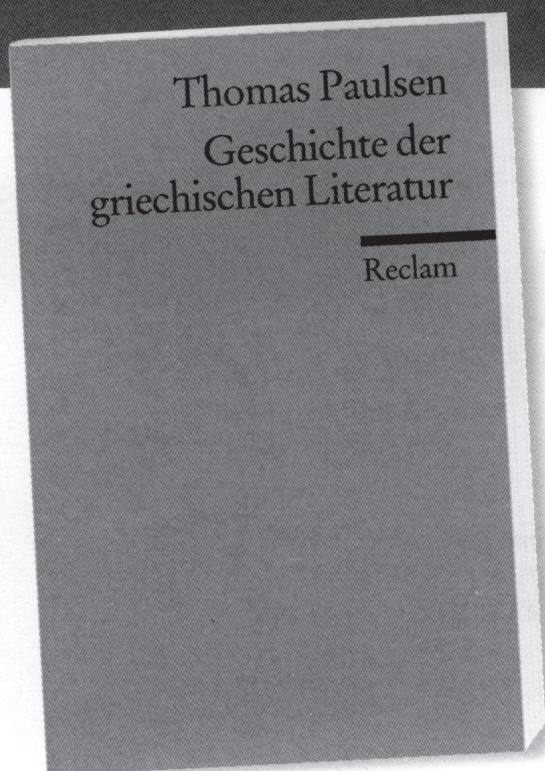
DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@12move.de
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 83 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Dipl.-Phil. Leif Berling
Blumenstr. 25
18258 Rukieten
Tel.: (03 84 53) 2 00 11
elgebe@gmx.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Sandhauk 8
49699 Lindern
Tel.: (0 59 57) 96 72 97
bgieseler@NVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Teplitzer Str. 20
33803 Steinhagen
Tel. (0 52 04) 64 91
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
loos-speyer@t-online.de
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
WSiewert@t-online.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Dipl.-Phil. Reinhard Bode
Vippacher Gasse 6
99880 Mechterstädt
Tel.: (0 36 22) 90 48 50
Reinhard.Bode@t-online.de

(Stand: Dezember 2005)

Aktuelles aus unserem Antike-Programm



Der Band beschreibt die Entwicklung der griechischen Literatur über mehr als 1200 Jahre, stellt Gattungen und Autoren vor, liefert Interpretationen der bedeutendsten Werke.

Thomas Paulsen: Geschichte der griechischen Literatur
471 S. · UB 17657 · € 12,00

Lukian: Symposion

Gr/Dt.
Übers. u. Hrsg.: J. Wildberger
95 S. · UB 18377 · € 3,00

Euripides: Elektra

Übers., Anm. u. Nachw.:
K. Steinmann
115 S. · UB 18354 · € 3,00
Neuübersetzung

Thukydides: Der Peloponnesische Krieg. Auswahl · Gr/Dt.

Übers. u. Anm.: H. Vretska und
W. Rinner · Nachw.: H. Flashar
100 S. · UB 18330 · € 2,80

Wir informieren Sie gerne über unsere
speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 / 163 155 Fax: 07156 / 163 201
E-mail: lehrerservice@reclam.de www.reclam.de

Reclam

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Die neuesten Begleitmaterialien

prima.

Prima A Gesamtkurs Latein

LÜK Prima 1

64 Seiten, Best.-Nr. 5019, EUR 8,90.

Freiarbeitsmaterial, das speziell auf Prima abgestellt ist. Durch die Einteilung der Aufgaben in verschiedene Schwierigkeitsgrade bieten sich für LÜK und den zugehörigen Lösungskasten vielfältige Einsatz- und Differenzierungsmöglichkeiten.

Prima Arbeitsheft 2

120 + 16 Seiten, Best.-Nr. 5006, EUR 13,-.

Übungsmaterial zu den Lektionen 26-50 – mit Lösungen.

Memodux Prima A

Best.-Nr. 9546, EUR 75,-.

Unser multimedialer Wortschatztrainer für Windows und Macintosh. Hilft bei der Festigung aller Vokabeln aus Prima A.

PC Prima A

Best.-Nr. 9531, EUR 75,-.

Übungssoftware für Windows mit mehr als 700 Übungen. In Wortschatz, Grammatik und Inhalt auf die Lektionen von Prima A abgestimmt.

Informationen und Bestellungen über:



C.C. Buchners Verlag • Postfach 12 69 • 96003 Bamberg • www.ccbuchner.de
E-Mail: Service@ccbuchner.de • Tel.: (0951) 96501-0 • Fax: (0951) 61774
Informationen im Newsletter Latein: newsletter@ccbuchner.de